This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

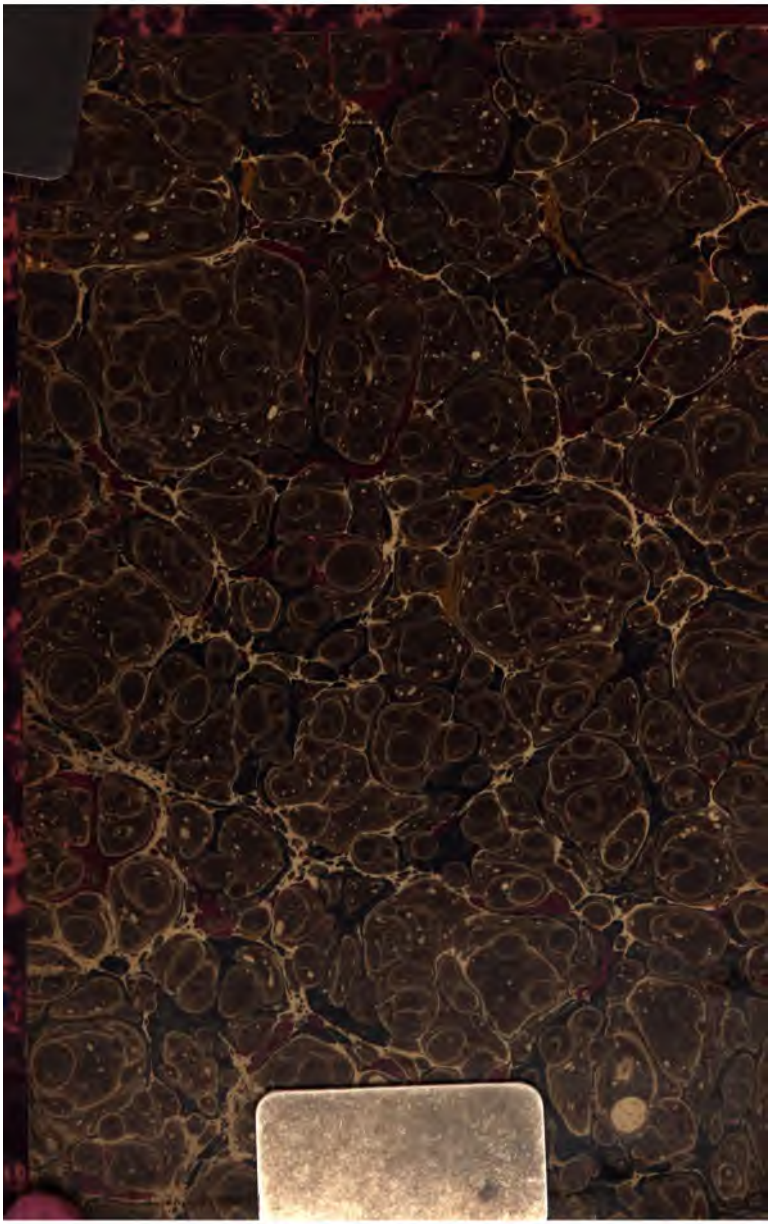
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Said to be the
first edition of
the Book.

J. B.

27835 f. 1

27835 f. 1

Bei Hoffmann und Campé in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

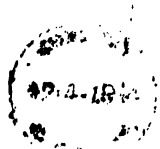
Gutzkow, K., Novellen. 2 Theile. 8 3 Rthlr. — Gr.
— — öffentliche Charaktere. 1r. Bd. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
Heine, Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage. 8. 7 Rthlr. — Gr.
— — H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — der Salon. 2 Bde. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.
— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.
— — Kahldorf, über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Gorgona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.
— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.
— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 16 Gr.
— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 12 Gr.
Maltitz, Freiherr G. A. von, Pfefferkörner im Geschmack der Zeit, ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte, 12. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthl. 12 Gr.
— — Olivier Cromwell oder die Republikaner. Histor. Drama in 4 Akten. 8. 1 Rthlr. — Gr.
— — das Pasquill. Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 1r—4r Band. 8. 6 Rthlr. 16 Gr.
— — desgl. ernster Gattung, 1r—4r. Band. 8. 6 Rthlr. — Gr.
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 8. — Rthlr. 20 Gr.
Starklof, L., Alma. 2 Thle. 8. 3 Rthlr. — Gr.
— — Prinz Leo. Eine phantastisch-tragische Hof- und Staats-Action. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Wienbarg, Dr. L., Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.
— — Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.
— — Wanderungen d. d. Thierkreis. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Die romantiſche Schule

von

H. Heine.

Hamburg,
bey Hoffmann und Campe.
1836.



Vorrede.

Den beträchtlichſten Theil dieſer Blätter, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt und an Franzoſen gerichtet ſind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutſcher Verſion, unter dem Titel „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſch-

land", dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel „Die romantiſche Schule" verdienen; denn ich glaube, daß es dem Leſer die Hauptmomente der literariſchen Bewegung, den jene Schule hervorgebracht, aufs getreuſamſte veranſchaulichen kann.

Es war meine Abſicht, auch die ſpätere Periode unſerer Literatur in ähnlicher Form zu beſprechen; aber dringendere Beſchäftigungen und äußere Verhältniſſe erlaubten mir nicht unmittelbar ans Werk zu gehen. Ueberhaupt iſt die Art der Behandlung und die Weiſe der Herausgabe bey meinen letz-

ten Geisteserzeugnissen immer von zeitlichen Umständen bedingt gewesen. So habe ich meine Mittheilungen „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" als einen zweiten Theil des „Salon" publiziren müssen; und doch sollte diese Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutsche Literatur bilden. Ein besonderes Mißgeschick, das mich bey diesem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits, durch die Tagespresse, zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte mein Buch eigenmächtig verstümmelt zu haben, hat dieser Beschuldigung, durch dasselbe Organ, widersprochen; er erklärte jene Verstümmelung für das

Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben iſt. — .

Geſchrieben zu Paris, im Herbſt 1835.

Heinrich Heine.

Erſtes Buch.

Frau von Staëls Werk de l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben mit dem Tode Goethes beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſey auch

das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſey zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte: „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen.“

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evoluzionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „goetheſchen Kunſtperiode“, mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem goetheſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine

Fortsetzung des Frau v. Staëlschen de l'Allemagne ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus diesem Werke schöpfen kann, dennoch eine gewisse Vorsicht beim Gebrauche desselben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau v. Staël, glorreichen Andenkens, hat hier, in der Form eines Buches, gleichsam einen Salon eröffnet, worin sie deutsche Schriftsteller empfing, und ihnen Gelegenheit gab, sich der französischen civilisirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöse der verschiedensten Stimmen, die aus diesem Buche hervorschreien, hört man doch immer am vernehmlichsten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo sie ganz selbst ist, wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten: da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht,

ſobald ſie einer Schule huldigt, deren Weſen ihr ganz fremd und unbegreifbar iſt, ſobald ſie durch die Anpreiſung dieſer Schule gewiſſe ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer proteſtantiſchen Klarheit in direktem Widerſpruche ſind: da iſt ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kömmt noch, daß ſie außer den unbewußten, auch noch bewußte Partheilichkeiten ausübt, daß ſie, durch die Lobpreiſung des geiſtigen Lebens, des Idealismus in Deutſchland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzoſen, die materielle Herrlichkeit der Kaiſerperiode, frondiren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieſer Hinſicht der Germania des Tazitus, der vielleicht ebenfalls, durch ſeine Apologie der Deutſchen, eine indirekte Satyre gegen ſeine Landsleute ſchreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau v. Staël huldigte und deren Tendenzen ſie beförderte: ſo meinte ich die romantiſche

Schule. Daß dieſe in Deutſchland ganz etwas anderes war, als was man in Frankreich mit dieſem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verſchieden waren von denen der franzöſiſchen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantiſche Schule in Deutſchland?

Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poeſie des Mittelalters, wie ſie ſich in deſſen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunſt und Leben, manifeſtirt hatte. Dieſe Poeſie aber war aus dem Chriſtenthume hervorgegangen, ſie war eine Paſſionsblume, die dem Blute Chriſti entſproſſen. Ich weiß nicht ob die melancholiſche Blume, die wir in Deutſchland Paſſionsblume benamſen, auch in Frankreich dieſe Benennung führt, und ob ihr von der Volksſage ebenfalls jener myſtiſche Urſprung zugeſchrieben wird. Es iſt jene ſonderbar mißfarbige Blume,

in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nemlich Hammer, Zange, Nägel, u. s. w. abkonterfeyt sieht, eine Blume die durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstisch ist, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christenthum selbst, dessen schauerlichster Reitz eben in der Wollust des Schmerzes besteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Christenthum nur den römischen Katholizismus versteht, so muß ich doch besonders bevorworten, daß ich nur von letzterem spreche. Ich spreche von jener Religion in deren ersten Dogmen eine Verdammniß alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch

dieſes abtödten will um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſeyn die Hypokriſie ſich ausbilden *mußte*; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindiziren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgarten, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequen-

zen jenes abſoluten Spiritualismus jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht: Denn jede Zeit iſt eine Sphynx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch läugnen wir hier den Nutzen, den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaction gegen den grauenhaft koloſſalen Materialismus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pièces justificatives der franzöſiſchen Revoluzion bilden; wie uns der Terrorismus eines Comité du salut public als nothwendige Arzney erſcheint, wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft geleſen: ſo erkennt man auch die Heil-

ſamkeit des ascetiſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher die man als pièces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daß es wohl der chriſtlichen Disziplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genußfähigkeit aufreitzen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinirte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Ueberreitz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosphoros wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen

Spiritualismus, und hier wie dort ward die römische Geschichte ein langsames Dahinsterben, eine Agonie die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern seinen Spiritualismus beschеerte, sich an dem siegenden Feinde rächen wollen, wie einst der sterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, so listig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das judäische Gift so wirksam verzehrt, daß Helm und Harnisch seinen welkenden Gliedern entsanken, und seine imperatorische Schlachtstimme herabsiechte zu bestendem Pfaffengewimmer und Kastratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das stärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilsam auf die übergesunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbarischen Leiber wurden christlich vergeistigt; es begann die europäische Civili-

ſtzion. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat, durch große geniale Inſtituzionen, die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.

Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt und das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſifizieren. Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſeyn; denn letztere exiſtirten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz

christlich; denn, wenn die heilige Poesie auch ausschließlich das jüdische Volk, welches für das allein heilige galt, und dessen Geschichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Testamentes, die Legende, kurz die Kirche besang, so spiegelte sich doch in der profanen Poesie das ganze damalige Leben mit allen seinen christlichen Anschauungen und Bestrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunst im deutschen Mittelalter ist vielleicht „Barlaam und Josaphat," ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltsamkeit, von der Entsagung, von der Verschmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konsequentesten ausgesprochen worden. Hiernächst möchte ich den „Lobgesang auf den heiligen Anno" für das Beste der heiligen Gattung halten. Aber dieses letztere Gedicht greift schon weit hinaus in's Weltliche. Es unterscheidet sich überhaupt von den ersteren wie etwa ein byzantinisches Heiligenbild von einem

Altdeutschen. Wie auf jenen byzantinischen Gemälden, sehen wir ebenfalls in Barlaam und Josaphat die höchste Einfachheit, nirgens ist perspektivisches Beiwerk, und die lang mageren, statuenähnlichen Leiber und die idealisch ernsthaften Gesichter treten streng abgezeichnet hervor, wie aus weichem Goldgrund; — im Lobgesang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutschen Gemälden, das Beiwerk fast zur Hauptsache und trotz der grandiosen Anlage ist doch das Einzelne aufs Kleinlichste ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Conzeption eines Riesen oder die Geduld eines Zwergs bewundern soll. Ottfrieds Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten beiden Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrscht noch

die ganze vorchriſtliche Denk- und Gefühlsweiſe, da iſt die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da ſtehen noch, wie Steinbilder, die ſtarren Kämpen des Nordens, und das ſanfte Licht und der ſittige Athem des Chriſtenthums dringt noch nicht durch die eiſernen Rüſtungen. Aber es dämmert allmählig in den altgermaniſchen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt und es entſteht ein lichter Kampfplatz, wo der Chriſt mit dem Heiden kämpft: und dieſes ſehen wir im Sagenkreis Karls des Großen, worin ſich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abſpiegeln. Nun aber, aus der chriſtlich ſpiritualiſirten Kraft, entfaltet ſich die eigenthümlichſte Erſcheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das ſich endlich noch ſublimirt als ein geiſtliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, ſehen wir am anmuthigſten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die ſüßeſte Galanterie, die ausgebildetſte Cour-

wüste und die abentheuerlichste Kampflust herrscht. Aus den süß närrischen Arabesken und phantastischen Blumengebilden dieser Gedichte grüßen uns der köstliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben diesem Sagenkreis sehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral" worin das geistliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandioseſten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik. Endlich sehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem christlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin

dieſer ſogar frondirt wird, wo der Dichter ſich den Ketten der abſtrakten chriſtlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig ſich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es iſt eben nicht der ſchlechteſte Dichter, der uns das Hauptwerk dieſer Richtung, Triſtan und Iſolde, hinterlaſſen hat. Ja, ich muß geſtehen, Gottfried von Straßburg, der Verfaſſer dieſes ſchönſten Gedichts des Mittelalters, iſt vielleicht auch deſſen größter Dichter, und er überragt noch alle Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceſca da Polenta und ihr ſchöner Freund mußten theuer dafür

büßen, daß ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daß ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antique Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nemlich die Künſtler ſollen ihren Stoff immer plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſeyn, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch-modernen Kunſt, eben ſo wie in der

antiquen Kunst, die Hauptsache seyn. Und in der That, sind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben so plastisch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterschied besteht darin, daß die plastischen Gestalten in der antiquen Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee die der Künstler darstellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odysseus gar nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeya war und Odysseus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, nichts anders ist als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den gewölbt weichen Lippen. Anders ist es in der romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens

überhaupt; der Drache der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum der dem Helden aus der Ferne so köstlich zuduftet, das ist die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, die zugleich eins ausmachen, wie Nuß, Faser und Kern dieselbe Mandel sind. Wenn Homer die Rüstung eines Helden schildert, so ist es eben nichts anders als eine gute Rüstung, die so und so viel Ochsen werth ist; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in seinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beschreibt, so kann man sich darauf verlassen, daß er sich unter diesen Röcken eben so viele verschiedene Tugenden denkt, daß ein besonderer Sinn verborgen ist unter diesen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauschaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern ist, ganz vernünftigerweise als Mandelblüthe besungen wird. Das ist nun der Charakter der mittelalterlichen Poesie, die wir die romantische nennen.

Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſeyn mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem tradizioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerley ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Ueberſchwengliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Aus-

geburthen der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die rezitirenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen mußten: ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen.

Daher in Skulptur und Malerei jene abſcheulichen Themata: Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heiligen, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchief-fromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll, ſo erfaßt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaßbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mußten auch ſie, die Maler, mit dem widerwärtigſten Leidensgeſtalten die ſeufzende Leinwand belaſten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldeſammlung betrachtet und nichts als Marterſcenen, Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht,

ſo ſollte man glauben die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Gallerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiener wußten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen, und ſich zu jener Idealität empor-zuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſey hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schoos des Chriſtenthums

ziehen konnte. Madonna Maria war gleichsam die schöne **Dame du Comptoir** der katholischen Kirche, die deren Kunden, besonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmlischen Lächeln anzog und festhielt.

Die Baukunst trug im Mittelalter denselben Charakter wie die anderen Künste; wie denn überhaupt damals alle Manifestazionen des Lebens aufs wunderbarste mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur, zeigt sich dieselbe parabolische Tendenz wie in der Dichtkunst. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Doms selbst ist ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lich-

ist, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, daß man sie für ausgeschnitzelt, daß man sie für brabanter Spitzen von Marmor halten sollte: dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wußte, daß er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, daß sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht.

Aber die Künste sind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholizismus erlosch, so verhallte und erblich er auch in der Kunst. Zur Zeit der Reformazion schwand all-

mählich die katholische Poesie in Europa, und an ihrer Stelle sehen wir die längst abgestorbene griechische Poesie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künstlicher Frühling, ein Werk des Gärtners und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen steckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel schützte sie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeschichte ist nicht jedes Ereigniß die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereignisse bedingen sich vielmehr wechselseitig. Keineswegs bloß durch die griechischen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigrirt, ist die Liebe für das Griechenthum und die Sucht es nachzuahmen bei uns allgemein geworden: sondern auch in der Kunst wie im Leben regte sich ein gleichzeitiger Protestantismus; Leo X., der prächtige Medizäer, war ein eben so eifriger Protestant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateinischer Prosa prote-

ſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nympfengeſichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtirenden Gegenſatz zu dem altdüſtern, abgehärmten Katholizismus? Die Maler Italiens polemiſirten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, das iſt alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frey, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit,

aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten beſangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neu-klaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet: ſo gewann hier jene neu-klaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluß des großen Königs verbreitete ſich dieſe neu-klaſſiſche Poeſie im übrigen Europa; in Italien, wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Colorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deut-

ſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauten dem gepuderten Olymp von Verſaille unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Godſched, jene große Alongeperücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abgeſchmacktheit jener Nachahmungen des franzöſiſchen Theaters, das ſelbſt wieder dem griechiſchen nachgeahmt ſchien. Aber nicht bloß durch ſeine Kritik, ſondern auch durch ſeine eignen Kunſtwerke, ward er der Stifter der neuern deutſchen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geiſtes, alle Seiten des Lebens, verfolgte dieſer Mann mit Enthuſiasmus und Uneigennützigkeit. Kunſt, Theologie, Alterthumswiſſenſchaft, Dichtkunſt, Theaterkritik, Geſchichte, alles trieb er mit dem-

ſelben Eifer und zu demſelben Zwecke. In allen ſeinen Werken lebt dieſelbe große ſociale Idee, dieſelbe fortſchreitende Humanität, dieſelbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Meſſias wir noch erwarten. Dieſe Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüſte. Und dann fehlte ihm auch die Kunſt, den Stein in Brod zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil ſeines Lebens in Armuth und Drangſal; das iſt ein Fluch, der faſt auf allen großen Geiſtern der Deutſchen laſtet. —. Mehr als man ahnte war Leſſing auch politiſch bewegt, eine Eigenſchaft die wir bei ſeinen Zeitgenoſſen gar nicht finden; wir merken jetzt erſt, was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in Emilia Galotti gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geiſtesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn ſeine theologiſchen Schriften verſtand man ſchon beſſer. Die

Fragmente „über Erziehung des Menschengeschlechts" welche Eugène Rodrigue ins Französische übersetzt hat, können vielleicht den Franzosen von der umfassenden Weite des Lessingschen Geistes einen Begriff geben. Die beiden kritischen Schriften welche den meisten Einfluß auf die Kunst ausgeübt, sind seine „hamburgische Dramaturgie" und sein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Seine ausgezeichneten Theaterstücke sind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weise.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren zu Camenz in der Lausitz den 22sten Januar 1729, und starb zu Braunschweig den 15ten Febr. 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selber etwas Neues und Besseres schuf; er glich, sagt ein deutscher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft gestört

wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshauſe weiter bauten. Es iſt hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Leſſing ſagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeſchichte derjenige Schriftſteller iſt, den ich am meiſten liebe. Noch eines anderen Schriftſtellers, der in demſelben Geiſte und zu demſelben Zwecke wirkte und Leſſings nächſter Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; ſeine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hierher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeſchichte einen ganz einſamen Platz einnimmt und ſein Verhältniß zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahr 1803.

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue

wo jeder seine Todten aufsucht, die er liebt oder womit er verwandt ist. Wenn ich da unter so vielen unbedeutenden Leichen den Lessing oder den Herder sehe mit ihren erhabenen Menschengesichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne Euch flüchtig die blassen Lippen zu küssen!

Wenn aber Lessing die Nachahmerei des französischen Aftergriechenthums gar mächtig zerstörte, so hat er doch selbst, eben durch seine Hinweisung auf die wirklichen Kunstwerke des griechischen Alterthums gewissermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorschub geleistet. Durch seine Bekämpfung des religiösen Aberglaubens beförderte er sogar die nüchterne Aufklärungssucht, die sich zu Berlin breit machte, und im seligen Nikolay ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutschen Bibliothek ihr Arsenal besaß. Die kläglichste Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Wesen zu trei-

ben, und das Läppiſche und Leere bließ ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſey. Sein Götz von Berlichingen und ſein Werther waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den Götz und den Werther hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der Götz war ein dramatiſirter Ritterroman und dieſe Gattung liebte man damals. In dem Werther ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings, der

ſich aus Liebe todtgeſchoſſen, und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührenden Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt geworden, ſeinen Lebensüberdruß geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buche noch mehr Beſprechung; einige Narren verfielen auf die Idee ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todt zu ſchießen; das Buch machte, durch ſeinen Stoff, einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Rammler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe. Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen bürgerlich larmoyan-

ten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gerants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die ſchlegelſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In

der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſings, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproduzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Be-

jahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlt ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man fabelt mancherlei von dem Einfluß des Fichteſchen Idealismus und der Schellingſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichteſchen und Schellingſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, er ſey noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meisterwerke, die sie sich bei den Poeten ihrer Schule bestellten, keine feste Theorie angeben konnten, so ersetzten sie diesen Mangel dadurch, daß sie die besten Kunstwerke der Vergangenheit als Muster anprieſen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieſes waren nun hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters. Die Ueberſetzung des Shakespears, der an der Grenze dieſer Kunst steht und schon protestantisch klar in unſere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemischen Zwecken bestimmt, deren Beſprechung hier zu weitläuftig wäre. Auch wurde dieſe Ueberſetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen, zu einer Zeit als man sich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthusiasmirt hatte. Später, als dieſes geſchah, ward der Calderon überſetzt und weit über den Shakespear angeprieſen; denn bei jenem fand man die Poeſie des Mittelalters am

reinſten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten, Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Comödien des kaſtilianiſchen Prieſterdichters, deſſen poetiſchen Blumen mit Weihwaſſer beſprengt und kirchlich geräuchert ſind, wurden jetzt nachgebildet, mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem ſacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutſchland erblühten nun jene buntgläubigen, närriſch tiefſinnigen Dichtungen, in welchen man ſich myſtiſch verliebte, wie in der Andacht zum Kreuz, oder zur Ehre der Mutter-Gottes ſchlug, wie im ſtandhaften Prinzen; und Zacharias Werner trieb das Ding ſo weit wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingeſperrt zu werden.

Unſere Poeſie, ſagten die Herren Schlegel, iſt alt, unſere Muſe iſt ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unſer Amor iſt kein blonder Knabe, ſondern ein verſchrumpfter Zwerg mit

grauen Haaren, unſere Gefühle ſind abgewelkt, unſere Phantaſie iſt verdorrt: wir müſſen uns erfriſchen, wir müſſen die verſchütteten Quellen der naiven, einfältiglichen Poeſie des Mittelalters wieder aufſuchen, da ſprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ ſich das trockne dürre Volk nicht zweimal ſagen; beſonders die armen Durſthälſe, die im märkſchen Sande ſaßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und ſie ſtürzten nach jenen Wunderquellen, und das ſoff und ſchlürfte und ſchlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man folgendes erzählt: ſie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelexir beſaß, das die Jugend wieder herſtellt; in Abweſenheit der Dame nahm ſie nun aus deren Toilette das Fläſchchen, welches jenes Elexir enthielt, ſtatt aber nur einige Tropfen zu trinken, that ſie einen ſo großen, langen Schluck, daß ſie durch die höchſtgeſteigerte Wun-

derkraft des verjüngenden Tranks, nicht blos wieder jung, ſondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, ſo ging es namentlich unſerem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der beſten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters ſo viel eingeſchluckt, daß er faſt wieder ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël ſo ſehr viele Mühe hatte zu bewundern. Sie geſteht ſelber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Perſon in einem Drama mit einem Monolog debütirt, welcher mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme Euch zu ſagen u. ſ. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch ſeinen Roman „Sternbalds Wanderungen“ und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewiſſen Wackenroder geſchriebenen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ auch den bildenden Künſtlern die naiven, rohen Anfänge

der Kunſt als Muſter dargeſtellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieſer Werke, die ſich eben in ihrer techniſchen Unbeholfenheit kund giebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wiſſen, kaum einmahl von ſeinem Lehrer Perugino, den man freilich ſchon höher ſchätzte, und in welchem man noch Reſte jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unſterblichen Meiſterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fieſole ſo andachtsvoll bewunderte. Will man ſich hier einen Begriff von dem Geſchmacke der damaligen Kunſtenthuſiaſten machen, ſo muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die beſten Gemälde jener Meiſter hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man ſich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, ſo muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube jene Bilder im erſten Saale des Louvre ſind noch immer viel zu graziöſe, als daß man ſich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunſtgeſchmack machen könnte. Man muß ſich dieſe altitalieniſchen Bilder noch obendrein ins Altdeutſche überſetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutſchen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und alſo nachahmungswürdiger als die altitalieniſchen. Denn die Deutſchen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort wofür die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck hat) das Chriſtenthum tiefer aufzufaſſen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel und ſein Freund Herr Joſeph Görres, wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Reſten altdeutſcher Gemälde und Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutſchen Parnaß jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber

auch hier habe ich viel zu wenig gesagt. Ein französischer Wahnsinn ist noch lange nicht so wahnsinnig wie ein deutscher; denn in diesem, wie Polonius sagen würde, ist Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entsetzlichen Gewissenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit wovon sich ein oberflächlicher französischer Narr nicht einmahl einen Begriff machen kann, trieb man jene deutsche Tollheit.

Der politische Zustand Deutschlands war der christlich altdeutschen Richtung noch besonders günstig. Noth lehrt beten, sagt das Sprüchwort, und wahrlich nie war die Noth in Deutschland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Christenthum, zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für seine Fürsten wie das Deutsche, und mehr noch als der traurige Zustand worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrschaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer besiegten Für-

ſten, die ſie zu den Füßen Napoleons kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muß, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adliger Wachskerzen auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden; wie wir ſolches, mit hinlänglicher Rührung, in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübniß fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hülfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen

Heerſchaaren war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden. —

In der Periode, wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles deutſch Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirirte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirirte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich germaniſch chriſtlich romantiſche Schule, die „neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt". Napoleon,

der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Uebertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaction gegen die brutale Herrſchaft des imperial römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaction gegen den bis zur blödſinnigſten Abtödtung ausgearteten chriſtlichen Spiritualismus zu betrachten iſt; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klaſſiſchen Kunſt gelten kann: ſo ſehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholiſch feudaliſtiſchen

Denkweiſe, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort gepredigt worden und unter höchſt befremdlichen Umſtänden. Als nemlich die alten Künſtler des Mittelalters, die empfohlenen Muſter, ſo hoch geprieſen und bewundert ſtanden, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß dieſe Männer an das Thema glaubten, welches ſie darſtellten, daß ſie in ihrer kunſtloſen Einfalt mehr leiſten konnten als die ſpäteren glaubenloſen Meiſter, die es im Techniſchen viel weiter gebracht, daß der Glauben in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fieſole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künſtler allnun, die es mit der Kunſt ernſthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das unerklärbar Myſtiſche der alten Werke nachahmen wollten: dieſe ent-

ſchloſſen ſich zu derſelben Hyppokrene zu wandern, wo auch die alten Meiſter ihre mirakulöſe Begeiſterung geſchöpft; ſie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Chriſti, mit der Milch ſeiner Eſelin, die ſchwindſüchtige deutſche Kunſt wieder ſtärken ſollte; mit einem Worte, ſie begaben ſich in den Schooß der alleinſeligmachenden römiſch katholiſch apoſtoliſchen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantiſchen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, ſie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Klemens Brentano, und ſie entſagten nur ihren bisherigen freigeiſtigen Anſichten. Andere aber waren im Schooße der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. ſ. w., und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftſteller erwähnt; die Zahl der Maler, die ſchaarenweis das evange-

liſche Glaubensbekenntniß und die Vernunft abſchworen, war weit größer.

Wenn man nun ſah wie dieſe jungen Leute vor der römiſch katholiſchen Kirche gleichſam Queue machten, und ſich in den alten Geiſteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter ſich mit ſo vieler Kraft befreit hatten: da ſchüttelte man in Deutſchland ſehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die ſich gegen die religiöſe und politiſche Freiheit Europas verſchworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jeſuitismus war, welcher, mit den ſüßen Tönen der Romantik, die deutſche Jugend ſo verderblich zu verlocken wußte, wie einſt der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entſtand großer Unmuth und auflodernder Zorn unter den Freunden der Geiſtesfreiheit und des Proteſtantismus in Deutſchland.

Ich habe Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus

zuſammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutſchland zur proteſtantiſchen Kirche bekenne, keiner Partheilichkeit für letztere beſchuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Partheilichkeit habe ich Geiſtesfreiheit und Proteſtantismus zuſammen genannt; und in der That, es beſteht in Deutſchland ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen beiden. Auf jeden Fall ſind ſie beide verwandt und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der proteſtantiſchen Kirche manche fatale Engſinnigkeit vorwirft, ſo muß man doch zu ihrem unſterblichen Ruhme bekennen: indem durch ſie die freie Forſchung in der chriſtlichen Religion erlaubt und die Geiſter vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forſchung überhaupt in Deutſchland Wurzel ſchlagen und die Wiſſenſchaft ſich ſelbſtſtändig entwickeln können. Die deutſche Philoſophie, obgleich ſie ſich jetzt neben die proteſtantiſche Kirche ſtellt, ja ſich über ſie heben will,

ist doch immer nur ihre Tochter; als solche ist sie immer in Betreff der Mutter zu einer schonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandschaftsinteressen verlangten es, daß sie sich verbündeten, als sie beide von der gemeinschaftlichen Feindin, von dem Jesuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der protestantischen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die Restauratoren des Katholizismus; und wie sich von selbst versteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Interessen der Philosophie oder der protestantischen Kirche, sondern für die Interessen der bürgerlichen Freiheit besorgt waren, traten ebenfalls zu dieser Opposition. Aber in Deutschland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphilosophen und Theologen, und es ist immer dieselbe Idee der Freiheit wofür sie kämpfen, sie mögen nun ein rein politisches, oder ein philosophisches oder ein theologisches Thema behan-

deln. Dieſes zeigt ſich am offenbarſten in dem Leben des Mannes, der die romantiſche Schule in Deutſchland ſchon bei ihrer Entſtehung untergraben und jetzt am meiſten dazu beigetragen hat ſie zu ſtürzen. Es iſt Johann Heinrich Voß.

Dieſer Mann iſt in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es wenige, denen das deutſche Volk, in Hinſicht ſeiner geiſtigen Ausbildung, mehr verdankt als eben ihm. Er iſt vielleicht, nach Leſſing, der größte Bürger in der deutſchen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daß ich nicht allzukärglichen Wortes ihn beſpreche.

Die Biographie des Mannes iſt faſt die aller deutſchen Schriftſteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahr 1751, im Mecklenburgiſchen, von armen Eltern, ſtudierte Theologie, vernachläſſigte ſie als er die Poeſie und die Griechen kennen lernte, beſchäftigte ſich ernſthaft mit dieſen beiden, gab Unterricht um nicht zu ver-

hungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten, und lebte arm, frugal und arbeitſam bis in ſein fünf und ſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorbeer, und ſpöttelten viel über den altmodiſchen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadouren, ſo ſomnambüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Luzinde, wie fatal mußte er ihm ſeyn, dieſer

nüchterne Voß mit seiner keuschen Luise und seinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Herr August Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie so ehrlich gemeint hat wie sein Bruder, der konnte schon mit dem alten Voß viel besser harmoniren, und es bestand zwischen beiden eigentlich nur eine Uebersetzer-Rivalität, die übrigens für die deutsche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte schon vor Entstehung der neuen Schule den Homer übersetzt; jetzt übersetzte er, mit unerhörtem Fleiß, auch die übrigen heidnischen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die christlichen Dichter der romantisch katholischen Zeit übersetzte. Beider Arbeiten wurden bestimmt durch die versteckt polemische Absicht: Voß wollte die klassische Poesie und Denkweise durch seine Uebersetzungen befördern; während Herr A. W. Schlegel die christlich-romantischen Dichter in guten Uebersetzungen dem Publikum

zur Nachahmung und Bildung, zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte sich sogar in den Sprachformen beider Ueberſetzer. Während Herr Schlegel immer ſüßlicher und zimperlicher ſeine Worte glättete, wurde Voß in ſeinen Ueberſetzungen immer herber und derber, die ſpäteren ſind durch die hineingefeilten Rauheiten faſt unausſprechbar: ſo daß, wenn man auf dem blank polirten, ſchlüpfrigen Mahagoni-Parquet der ſchlegelſchen Verſe leicht ausglitſchte, ſo ſtolperte man eben ſo leicht über die verſifizirten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich, aus Rivalität, wollte letzterer auch den Shakespeare überſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Ueberſetzung mißlang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man

nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll; da iſt Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen wenn man ſeine Verſe ausſpricht. Aber was eben den Voß ſo gewaltig auszeichnete, das iſt die Kraft womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutſchen Sprache, ſondern auch mit jenem jeſuitiſch ariſtokratiſchen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutſchen Literatur ſein mißgeſtaltetes Haupt hervorreckte; und Voß ſchlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutſcher Schriftſteller welcher als einer der bitterſten Gegner von Voß bekannt iſt, nennt ihn einen niederſächſiſchen Bauern. Trotz der ſchmähenden Abſicht iſt doch dieſe Benennung ſehr treffend. In der That, Voß iſt ein niederſächſiſcher Bauer, ſo wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevalleresk,

alle Courtoisie, alle Graziösität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, starkmännlichen Volksstamme, dem das Christenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der sich erst nach drei verlorenen Schlachten dieser Religion unterwarf, der aber immer noch, in seinen Sitten und Weisen, viel nordisch heidnische Starrheit behalten, und in seinen materiellen und geistigen Kämpfen, so tapfer und hartnäckig sich zeigt wie seine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in seiner Polemik und in seinem ganzen Wesen betrachte, so ist mir als sähe ich den alten einäugigen Odin selbst, der seine Aasenburg verlassen, um Schulmeister zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holsteinern die lateinischen Deklinationen und den christlichen Catechismus einstudirt, und der in seinen Nebenstunden die griechischen Dichter ins Deutsche übersetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verse da-

mit zurecht zu klopfen, und der endlich, des mühsamen Geschäftes überdrüssig, den armen Fritz Stollberg mit dem Hammer auf den Kopf schlägt.

Das war eine famose Geschichte. Friedrich, Graf von Stollberg, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutschland, vielleicht minder durch seine poetische Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutschen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stolberg war ein liberaler Mann, von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetische Schule stifteten. Ich empfehle den französischen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu lesen, worin Johann Heinrich Voß das idyllische Zusammenleben des Dichterbundes geschildert, wozu er und Fritz Stollberg gehörten. Diese beiden waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterschaar. Als nun Fritz Stollberg

mit Eclat zur katholischen Kirche überging und Vernunft und Freiheitsliebe abschwor, und ein Beförderer des Obscurantismus wurde, und durch sein vornehmes Beispiel gar viele Schwächlinge nachlockte: da trat Johann Heinrich Voß, der alte siebzigjährige Mann, dem eben so alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und schrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz Stollberg ein Unfreier?" Er analisirte darin dessen ganzes Leben, und zeigte: wie die aristokratische Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie sie nach den Ereignissen der französischen Revolution immer sichtbarer hervortrat; wie Stollberg sich der sogenannten Adelskette, die den französischen Freiheitsprinzipien entgegenwirken wollte, heimlich anschloß; wie diese Adligen sich mit den Jesuiten verbanden; wie man durch die Wiederherstellung des Katholizismus auch die Adelsinteressen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Restauration des christkatholischen feudalistischen

Mittelalters und der Untergang der protestantischen Denkfreiheit und des politischen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutsche Demokratie und die deutsche Aristokratie, die sich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und diese noch nichts befürchtete, so unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, diese standen sich jetzt als Greise gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutschen Publikums, der die Bedeutung und die entsetzliche Nothwendigkeit dieses Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältnissen, von kleinen Lebensereignissen, die aber in ihrer Zusammenstellung ein beweisendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch sogenannte vornehme Seelen, die, mit aller Erhabenheit, über engherzige Kleinigkeitskrämerei schrieen und den armen Voß der Klatschsucht bezüchtigten. Andere, Spießbürger, die besorgt waren man möchte von ihrer eigenen Misere auch einmal die

Gardine fortziehen, dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeyen. Als nun Fritz Stollberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein" herauskam, worin er, mit frömmelnd chriſtlichem, verzeihendem, ächt jeſuitiſchem Tone, über den armen verblendeten Freund ſich ausſprach: da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten.

Ueberhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird. Die Deutſchen gleichen dann jenen

alten Weibern, die nie verſäumen einer Execution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vorandrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Executionen ſo jammervoll ſich gebehrden, würden aber ſehr verdrießlich ſeyn, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich begnadigt würde und ſie ſich, ohne etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen, die voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für deſſen Sache. Es erfolgten Schrif-

ten und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haß gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihre Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da, mehr oder minder, jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere, in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten, ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten

befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich unter einander vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule, durch die Enthüllung der katholiſchen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nemlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſcuren

Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel gieng nach Wien wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr August Wilhelm Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Bramah.

Offen gestanden, Goethe hat damals eine sehr zweideutige Rolle gespielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es ist wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil sie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufstellen mußten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, auch von diesem einigen literarischen Vorschub erwarteten, bauten sie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch so ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübscher Bäume, worauf Pflaumen wachsen, die sehr gut schmecken, wenn man

durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herren Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen“.

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichts deſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommee den Schlegeln zu ver-

danken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittiren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah: — denn wie Voß dem ſtarren einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener, freilich, mußte mit Thors Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten, und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethes erſchien im zweiten Hefte der Goetheſchen Zeit-

ſchrift „Kunſt und Alterthum“ und es führt den Titel: „Ueber die chriſtlich patriotiſch neu-deutſche Kunſt“. Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18ten Brümaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelſche Direktorium ſchon lange ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie dieſem nicht viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Courtoiſie als

ihr Oberhaupt, sie umgaben ihn huldigend, sie küßten ihm die Hand, sie knieten vor ihm; diese Granden des Parnassus unterschieden sich jedoch von der großen Menge dadurch, daß sie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten sie ihn; sie ärgerten sich aber dann wenn irgend ein Geringerer sich ebenfalls berechtigt hielt Goethen zu schelten. Die Aristokraten, wenn sie auch noch so böse gegen ihren Souverain gestimmt sind, werden doch verdrießlich, wenn sich auch der Plebs gegen diesen erhebt. Und die geistigen Aristokraten in Deutschland hatten, während der beiden letzten Decennien, sehr gerechte Gründe auf Goethe ungehalten zu seyn. Wie ich selber es damals, mit hinlänglicher Bitterkeit, offen gesagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état empor hob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angst vor jedem selbstständigen Originalschriftsteller und

lob und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein Brevêt der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſeyn.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goetheſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern, mit geweihter Axt,

gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben weil er ſo ſelbſtſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeyen die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre" im Jahre 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei

Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nemlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht bloß die goetheſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des goetheſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugte nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daß der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens „Puſtkuchen" was auf franzöſiſch ommelette soufflée heißt, ein Name welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich

ästhetisch aufgeblasen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen: daß seine Dichtungen keinen moralischen Zweck hätten; daß er keine edlen Gestalten, sondern nur vulgaire Figuren schaffen könne; daß hingegen Schiller die idealisch edelsten Charaktere aufgestellt und daher ein größerer Dichter sey.

Letzteres, daß nemlich Schiller größer sey als Goethe, war der besondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen und die Meinungen theilten sich. Die Schillerianer pochten auf die sittliche Herrlichkeit eines Max Pikolomini, einer Thekla, eines Marquis Posa, und sonstiger schillerschen Theaterhelden, wogegen sie die goetheschen Personen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübsche Kreaturen für unmoralische Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die goetheschen Helden schwerlich als

moraliſch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethes Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſey: denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſey ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchen unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmahl nach Abfluß ei[illegible] Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt, und indem ſie in die S[illegible] übergeht ſich auch als eine neue Moral geltend macht: ſo würde jede Ge-

die Kunſtwerke der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiquen Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano anzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte, und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen

Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach, im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Nichtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte ſtetirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Vaſantaſena" deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich

mit Vergnügen die Intriguenstücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen sind, die am Ende lustig heurathen, statt sich, wie die indische Moral es verlangt, mit ihren verstorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von solcher Ansicht ausgehen, betrachten sie die Kunst als eine unabhängige zweite Welt, die sie so hoch stellen, daß alles Treiben der Menschen, ihre Religion und ihre Moral, wechselnd und wandelbar, unter ihr hin sich bewegt. Ich kann aber dieser Ansicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen sich dadurch verleiten die Kunst selbst als das Höchste zu proklamiren, und von den Ansprüchen jener ersten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, sich abzuwenden.

Schiller hat sich jener ersten Welt viel bestimmter angeschlossen als Goethe, und wir müssen ihn in dieser Hinsicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geist sei-

ner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind unſer beſtes Blut zu vergießen. Schiller ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nazionen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umſchließen ſoll; er war Cosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern" ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat

iſt, der auch für das kämpft was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudiren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmirt und die Weltgeſchichte beſingt: ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle, oder in die Kunſt, oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht bloß in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen

Werken gab er uns die Resultate seiner Forschungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht.

Es ist leider wahr, wir müssen es eingestehn, nicht selten hat der Pantheismus die Menschen zu Indifferentisten gemacht. Sie dachten: wenn Alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Comödianten. Aber da ist eben der Irrthum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist Alles; Gott manifestirt sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestirt sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und jedes trägt in sich den Drang einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieses Gesetzes, das am tiefsin-

nigsten von den Saint-Simonisten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungsüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestirt sich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde, und statt mit den höchsten Menschheitsinteressen sich nur mit Kunstspielsachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigte: Gott manifestirt sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestazion, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller und er ward „ein rückwärtsgekehrter Prophet" und er schrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emanzipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nemlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden fürchtete: ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne gefällige Form. So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und alles was er ſchrieb wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode“ bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen

Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtſtändigen Werth der goetheſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die goetheſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die goetheſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles deſſen, was durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pigmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube Herr Charles Nodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Aehnliches geſagt, und das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die unteren Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da

ſtanden ſie, mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Egypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit: — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiquen mahnten mich an die Goetheſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daß ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daß ſie nicht mit uns leiden und jauchzen können, daß ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Partheien, die in Deutſch-

land gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutschland nennt; sie fürchteten seinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unscheinbarsten Liederchen, seine Weltansicht einflößte; sie sahen in ihm den gefährlichsten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er sagte, so fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nemlich so ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszusprechen wagte, mitten in Deutschland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrschend sind. Just dieses war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe mißfiel. Wie schon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit seines Wortes, das Kunstwesen, das durch ihn in Deutschland verbreitet wurde, das einen quietisirenden Einfluß auf die deutsche Jugend ausübte, das einer politischen Regenera-

tion unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülote mit der Pique. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war, zeigte in ſeiner Polemik nicht ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten: er baſirte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegels, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie ſey, ſondern nur ein

Talent, er rühmte Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtituzionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, prieß mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres: ſein Haß gegen Goethe war daher ächt und er ſchrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, alſo nicht, wie viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethes war, ſo war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritiſirte, und ich beklagte dieſen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe ſey doch immer der König unſerer Literatur; wenn man an einen ſolchen das kritiſche Meſſer lege, müſſe man es nie an der gebührenden Courtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er ſein Amt verrichtete,

vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter den Gegnern Goethes gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politiſcher Vergehen, im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag ſeine antigoetheaniſchen Ueberzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter an-

gegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörigter als die Geringſchätzung Goethes zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzuſetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läßt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pin-

ſeln, daß aber ſchon ein groſſer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauern, welcher koßt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinetbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? Das Groſſe und Furchtbare läßt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die egyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nemlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Fauſt, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im Meiſter — das könnt Ihr den-

noch alles nicht nachmachen; da ist der Finger Goethes! Aber Ihr wollt das auch nicht nachmachen, und ich höre wie Ihr mit Abscheu behauptet: wir sind keine Hexenmeister, wir sind gute Christen. Daß Ihr keine Hexenmeister seyd, das weiß ich.

Goethes größtes Verdienst ist eben die Vollendung alles dessen was er darstellt; da gibt es keine Parthien, die stark sind während andere schwach, da ist kein Theil ausgemalt, während der andere nur skizzirt worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Person in seinen Romanen und Dramen behandelt er, wo sie vorkömmt, als wäre sie die Hauptperson. So ist es auch bei Homer, so bei Shakespear. In den Werken aller großen Dichter gibt es eigentlich gar keine Nebenpersonen, jede Figur ist Hauptperson an ihrer Stelle. Solche Dichter

gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber, nach eigenem Gutdünken, ihre höchſte Geltung zuerkennen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſire: da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann außer denjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche iſt er wichtig.“ Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läßt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homers, Shakespears und Goethes.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht einer Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zu meiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Viel-

leicht iſt es nützlich hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich aber deſto tiefſinniger in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der Fauſt, womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und

kommentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutschen.

Ich wäre kein Deutscher, wenn ich bei Erwähnung des Faustes nicht einige erklärende Gedanken darüber ausspräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinsten Markör, vom Philosophen bis herab zum Doktor der Philosophie, übt jeder seinen Scharfsinn an diesem Buche. Aber es ist wirklich eben so weit wie die Bibel, und, wie diese, umfaßt es Himmel und Erde, mitsammt dem Menschen und seiner Exegese. Der Stoff ist hier wieder der Hauptgrund weßhalb der Faust so populär ist; daß er jedoch diesen Stoff herausgesucht aus den Volkssagen, das zeugt eben von Goethes unbewußtem Tiefsinn, von seinem Genie, das immer das Nächste und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des Faust als bekannt voraussetzen; denn das Buch ist in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier

die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land, auf den Jahrmärkten, ein graues, fließ-papiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holz-ſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt: wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, am Ende ſeine Bücher weg warf, und ein Bündniß mit dem Teufel ſchloß, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittel-alter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtes-macht ſah, dergleichen einem Teufelsbündniß zu-geſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Parazelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufels-banner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntniß der Dinge ſondern auch

die reellsten Genüsse vom Teufel verlangt hat, und das ist eben der Faust, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing, gegen die strenge Kirchenautorität zu predigen und selbstständig zu forschen: — so daß mit Faust die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritische Wissenschaftsperiode anfängt. Es ist, in der That, sehr bedeutsam, daß zur Zeit, wo, nach der Volksmeinung, der Faust gelebt hat, eben die Reformation beginnt, und daß er selber, die Kunst erfunden haben soll, die dem Wissen einen Sieg über den Glauben verschafft, nemlich die Buchdruckerei, eine Kunst die uns aber auch die katholische Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolutionen gestürzt — ein Anderer als ich würde sagen, endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat.

Minder bekannt als der Faust, ist hier, in Frankreich, Goethes „West-östlicher Divan" ein späteres Buch, von welchem Frau v. Staël noch

nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gaſellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debüreau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer lang-röhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit ächtem Mokka-Kaffee darreicht: — den berauſchendſten

Lebensgenuß hat hier Goethe in Verse gebracht, und diese sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ätherisch, daß man sich wundert wie dergleichen in deutscher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Prosa die allerschönsten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchalische Leben der Araber; und da ist Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitvoll wie ein Greis. Diese Prosa ist so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden; — manchmal ist aber auch jene Prosa so magisch, so ahnungsvoll, wie der Himmel wenn die Abenddämmerung heraufgezogen: und die großen goetheschen Gedanken treten dann hervor, rein und golden, wie die Sterne. Unbeschreiblich ist der Zauber dieses Buches: es ist ein Selam, den der Occi-

dent dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter: ſinnlich rothe Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Selam aber bedeutet, daß der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er, im Fauſt, ſein Mißbehagen an dem abſtract Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen ausgeſprochen, warf ſich gleichſam mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den Weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daß dieſes Buch bald nach dem Fauſt erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethes und ſein Beiſpiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag

es auch seyn, daß Goethe, indem er Persien und Arabien so freudig besang, gegen Indien den bestimmtesten Widerwillen aussprach. Ihm mißfiel an diesem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entstand diese Abneigung dadurch, daß er bei den Sanskritischen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholische Hinterlist witterte. Diese Herren betrachteten nemlich Hindostan als die Wiege der katholischen Weltordnung, sie sahen dort das Musterbild ihrer Hierarchie, sie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menschwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kasteyungen und alle ihre sonstigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig diese Leute, und Herr August Wilhelm Schlegel nannte ihn deßhalb mit gläsernem Aerger: „einen zum Islam bekehrten Heiden".

Unter den Schriften, welche dieses Jahr über Goethe erschienen sind, verdient ein hinterlassenes

Werk von Johannes Falk „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" die rühmlichste Erwähnung. Der Verfasser hat uns in diesem Buche, außer einer detaillirten Abhandlung über den Faust (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichsten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigte uns denselben in allen Beziehungen des Lebens, ganz naturtreu, ganz unpartheiisch, mit allen seinen Tugenden und Fehlern. Hier sehen wir Goethe im Verhältniß zu seiner Mutter, deren Naturell sich so wunderbar im Sohne wieder abspiegelt; hier sehen wir ihn als Naturforscher, wie er eine Raupe beobachtet, die sich eingesponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier sehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ernsthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menschheit selbst unbeachtet läßt; wir sehen ihn wie er, am Hofe des Großherzogs von Weimar, lustig improvisirend, unter blonden Hofdamen sitzt, gleich dem

Apoll unter den Schafen des König Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er, mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieſer, um ihn herabzuſetzen eine öffentliche Feyer zu Ehren Schillers veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudiren, wie an einer Antique. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge dieſes Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht

christlich sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, seine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es ist nemlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Gestalt des Nala annehmen, bei Damayantis Hochzeit, da erkennt diese ihren Geliebten an dem Zwinken seiner Augen, da wie gesagt die Augen der Götter immer unbewegt sind. Letztere Eigenschaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter eben so göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer stolz und hoch, und wenn er sprach wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er, mit dem Finger,

den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkührlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daß er deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmeckten. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und

II.

Mit der Gewissenhaftigkeit, die ich mir streng vorgeschrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzosen sich bey mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn August Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber solche Beklagniß würde nicht statt finden, wenn man hier mit der deutschen Literaturgeschichte genauer bekannt wäre. Viele Franzosen kennen Herrn A. W. Schlegel nur aus dem Werke der Frau v. Staël, seiner edlen Beschützerinn. Die meisten kennen ihn nur dem Namen nach; dieser Name klingt ihnen nun im Gedächt-

als Herr August Wilhelm; und, in der That, letzterer zehrte nur von den Ideen seines Bruders, und verstand nur die Kunst sie auszuarbeiten. Fr. Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er sah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig nach der Stelle dieses Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen sah; und er merkte nicht, daß schon ein neues Morgenroth an der entgegengesetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einst den Geschichtsforscher „einen umgekehrten Propheten". Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete ſolches als ſündhaft, als Sünde die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde“ mußte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die Lucinde iſt ein Roman, und auſſer ſeinen Gedichten und einem dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, Alarkos geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Fr. Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleyermacher, hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die Lucinde herausge-

geben. Es fehlte sogar nicht an Kritikern, die dieses Produkt als ein Meisterstück priesen und die bestimmt prophezeyten, daß es einst für das beste Buch in der deutschen Literatur gelten werde. Man hätte diese Leute von Obrigkeitswegen festsetzen sollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeyen, vorläufig so lange einsperrt, bis ihre Weißsagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unsere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegelsche Roman wurde bald wegen seiner unzüchtigen Nichtigkeit, allgemein verworfen und ist jetzt verschollen. Lucinde ist der Name der Heldinn dieses Romans, und sie ist ein sinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen ist eben, daß sie kein Weib ist, sondern eine unerquickliche Zusammensetzung von zwey Abstraktionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Musengottes mag es dem Verfasser verzeihen, daß er

dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, Florentin geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattinn, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Fr. Schlegeln mit dem Katholicismus Ernſt war. Von vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heucheley ſind Zwillingsſchweſtern, und beyde ſehen ſich ſo ähnlich, daß ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte und wiederholt öfter das Wörtchen „Liebe". — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die

dine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen der Frau v. Staëlſchen de l'Allemagne, hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwey großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine „Weisheit und Sprache der Indier", und ſeine „Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur". Durch das erſtgenannte Buch hat er bey uns das Studium des Sanskrit nicht bloß eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilt, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig klare Fluß. Wie kleinlich

zeigte sich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte, und sich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in seiner Uebersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien ist gewiß ins Französische übersetzt, und ich kann mir das weitere Lob ersparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es ist im Interesse des Katholicismus geschrieben. Nicht bloß die Mysterien desselben, sondern auch die ganze katholische Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten diese Leute in den indischen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana sahen sie gleichsam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wiswamitra mit dem Priester Wasischta hadert, so betrifft solcher Hader dieselben Interessen, und die

bey uns der Kaiſer mit dem Pabſte ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bey allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Lite-

zeigte sich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte, und sich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in seiner Uebersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien ist gewiß ins Französische übersetzt, und ich kann mir das weitere Lob ersparen. Zu wissen habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es ist im Interesse des Katholicismus geschrieben. Nicht bloß die Mysterien desselben, sondern auch die ganze katholische Hierarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten diese Leute in den indischen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana sahen sie gleichsam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wisswamitra mit dem Priester Wasischta hadert, so betrifft solcher Hader dieselben Interessen, um die

bey uns der Kaiſer mit dem Pabſte ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkte aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bey allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſen Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Lite-

natur aller Völker verschaffen. Denn Herder saß nicht wie ein literarischer Großinquisitor zu Gericht über die verschiedenen Nazionen, und verdammte oder absolvirte sie nach dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkte ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe, und er begriff die Universal-Harmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Fr. Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen Scandale. Seine Freunde waren ungehalten über die inoffiziose Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schimpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch von keinem der

selben konnten sie sagen: „daß er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe.“

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr A. W. Schlegel ist geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungallant ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindlers Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr A. W. Schlegel ist daher jetzt 64 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforscher behaupten er sey älter. Auch Champolion war

dieſer Meinung. Wenn ich von ſeinen literariſchen Verdienſten reden ſoll, ſo muß ich ihn wieder zunächſt als Ueberſetzer rühmen. Hier hat er unbeſtreitbar das Außerordentliche geleiſtet. Namentlich ſeine Uebertragung des Shakespear in die deutſche Sprache iſt meiſterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren Gries und des Herren Grafen Platen, iſt Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutſchlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweyte, wo nicht gar der dritte Rang. In der äſthetiſchen Critik fehlt ihm, wie ich ſchon geſagt, der Boden einer Philoſophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenoſſen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutſchen ſteht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns, durch ſeine deutſche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreyte, womit man, nach dem Beiſpiel der Schlegel, die altdeutſchen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr

Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Initiative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissenschaftliche, das Reelle, in seinen sanskritschen Leistungen gehört, wie jeder weiß, dem Herren Lassen, seinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin ist in Deutschland der eigentliche Sanskritgelehrte, er ist der Erste in seinem Fache. In der Geschichtskunde hat sich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, festkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit diesem großen Forscher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schlosser und ähnlichen Historikern, so muß man über ihn die Achsel zucken. Wie weit

hat er es aber als Dichter gebracht? Dies ist schwer zu bestimmen.

Der Violinspieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III, Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: „die Violinspieler werden eingetheilt in drey Classen; zur ersten Classe gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweyten Classe gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe gehören endlich die, welche gut spielen; Ew. Majestät hat sich schon bis zur zweyten Classe emporgeschwungen.“

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur ersten Classe, oder zur zweyten Classe? Die Einen sagen, er sey gar kein Dichter; die Anderen sagen, er sey ein sehr schlechter Dichter. So viel weiß ich, er ist kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit womit er die vorhandenen literarischen Autos-

nüten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worinn jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegelſchen Critik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeyen. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher dieſen Geiſt auch in den Kunſt-

denkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtriren. Aber alles was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur etwas von der Phyſionomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerm ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eignen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beym großen Haufen die Dichtungen, worinn die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf Koſten der Dichtungen, worinn unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben. Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt

ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geist der unsrigen. Diesen Geist begriff Herr Schlegel nicht; sonst würde er in dem Ungestüm, womit dieser Geist zuweilen aus den Bürgerschen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrey eines ungebildeten Magisters gehört haben, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokrazie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten. Dieses war nemlich die Lage des Verfassers der Leonore, und die Lage so mancher anderen genialen Menschen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend starben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beschützte, renovirte, baronisirte, bebänderte Ritter August Wilhelm von Schlegel jene Verse begreifen, worinn Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, sich lieber aus der Welt heraus hungern solle!

Der Name „Bürger“ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte *citoyen*.

Was den Ruhm des Herren Schlegel noch gesteigert, war das Aufsehen, welches er später hier in Frankreich erregte, als er auch die literarischen Autoritäten der Franzosen angriff. Wir sahen mit stolzer Freude, wie unser kampflustiger Landsmann den Franzosen zeigte, daß ihre ganze klassische Literatur nichts werth sey, daß Molière ein Possenreißer und kein Dichter sey, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutschen hingegen als die Könige des Parnassus betrachten müsse. Sein Refrain war immer, daß die Franzosen das prosaischste Volk der Welt seyen und daß es in Frankreich gar keine Poesie gäbe. Dieses sagte der Mann zu einer Zeit, als vor seinen Augen noch so mancher Chorführer der Convenzion, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improvisirte, als Paris wim-

melte von Helden, Königen und Göttern..... Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts gesehen; wenn er hier war, sah er sich selber beständig im Spiegel, und da ist es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poesie sah.

Aber Herr Schlegel, wie ich schon oben gesagt, vermochte immer nur die Poesie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben ist, mußte ihm prosaisch erscheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poesie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Gesellschaft. Racine mußte gleich der Erste seyn, den er nicht begreifen konnte. Denn dieser große Dichter steht schon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erste moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erste moderne König war. In Corneille athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde wächelt noch das alte Ritterthum. Man nennt

ihn auch deshalb manchmal romantisch. In Racine ist aber die Denkweise des Mittelalters ganz erloschen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er ist das Organ einer neuen Gesellschaft; in seiner Brust dufteten die ersten Veilchen unseres modernen Lebens; ja wir könnten sogar schon die Lorbeeren darinn knospen sehen, die erst später, in der jüngsten Zeit, so gewaltig emporgeschossen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines zärtlichen Versen erblüht sind! Die französischen Helden, die bey den Pyramiden, bey Marengo, bey Austerlitz, bey Moskau und bey Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racines Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomesäule eigentlich dem Racine gebührt. Ob Euripides ein größerer Dichter ist als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit

ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

. . . . . .

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daß die Miſſion des Raciniſchen Wortes vollendet ſey, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe: ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht blos ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darinn lag, daß Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiquen Gewän-

dern kostumirte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte: Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maaßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bey Herrn Schlegel ſo eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geiſeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts beſſeres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeſchylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen

gesucht, eben so, wie einst Aristophanes, das größte Unrecht verübt. Letzterer, der Aristophanes, befand sich, in dieser Hinsicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem Standpunkte der romantischen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; seiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantischen Aristophanes nannte, so könnte man mit Fug den Parodisten des Euripides und des Sokrates einen klassischen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie sie diesen Glauben bey der Menge zu restauriren wünschten; wie sie in dieser Absicht die protestantischen Rationalisten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falschen, mit Spott und Verlästerung befehdeten; wie sie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrsame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigste Abneigung hegten; wie sie diese Bürgerlichkeit

als philiſterhafte Kleinmiſère perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeyert: ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den razionaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes

Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beymeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Heleniſt und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit ſo lang es gut gieng, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herren Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man ſchrieb ein verworrenes, trockenes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Be-

gleiter in allen Hauptſtädten Europas, die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniß geworden, daß er, nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerinn, nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herren Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſazion. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſeyn kann, und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle convenzionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter“ oder gar der Name „poetiſches Genie“ erlangte die unerfreulichſte Bedeu-

tung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freylich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darinn beſteht: wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann?

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des

Napoleon, der erſte große Mann den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glacéehandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund", und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freyherrlichſt Schlegelſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Liveebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter!

mein Freund der Großkanzler von England! Glaceehandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drey Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu duzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er ganz Geiſt zu ſeyn ſchien, daß er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Razionaliſten. Es war eine ſym-

bliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Razionalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Razionalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Razionalismus wieder nach Hauſe, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Razionalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſeyn, und, ſobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haßte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein egyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen,

flickte sie an einander und es gelang ihr den zerrissenen Gatten wieder ganz herzustellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptstück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Isis! Sie mußte sich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz ist nur Holz, arme Isis! Hierdurch entstand nun in Egypten ein scandaloser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Scandal.

Herrn A. W. Schlegel verlor man seitdem ganz außer Augen. Er war verschollen. Mißmuth über solches Vergessenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abwesenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptstadt seines literärischen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorlesungen über Aesthetik. Aber er hatte unterdessen nichts Neues gelernt, und er sprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philosophie der Kunst, eine Wissenschaft der Aesthetik, erhalten hatte. Man spottete

und zuckte die Achsel. Es gieng ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes wieder betritt, und nicht begreift warum die Leute lachen statt zu applaudiren. Der Mann hatte sich entsetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichsten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn A. W. Schlegel persönlich wieder zu sehen. Wahrlich, von dieser Veränderung hatte ich doch keine Vorstellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt. In ging eben das Haus zu sehen, worinn Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und suche überall mit religiöser Andacht

die Spuren ihres irdiſchen Wandels. Das iſt ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hauſe, erblickte ich ein Weſen, in deſſen verwebten Zügen ſich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte ſeinen Geiſt zu ſehen. Aber es war nur ſein Leib. Der Geiſt iſt todt und der Leib ſpukt noch auf der Erde, und er iſt unterdeſſen ziemlich fett geworden; an den dünnen ſpiritualiſtiſchen Beinen hatte ſich wieder Fleiſch angeſetzt; es war ſogar ein Bauch zu ſehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das ſonſt ſo feine greiſe Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neueſten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël geſtorben. Dabey lächelte er ſo veraltet ſüß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte ſich ſo jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine ſonderbare Verjüngung mit

ihm vorgegangen; er hatte gleichsam eine spaßhafte zweyte Auflage seiner Jugend erlebt; er schien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu seyn, und die Röthe seiner Wangen habe ich sogar in Verdacht, daß sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur.

Mir war in diesem Augenblick als sähe ich den seligen Molière am Fenster stehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch heitere Erscheinung. Alle Lächerlichkeit derselben ward mir auf einmal so ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darinn enthalten war; ich begriff ganz den Lustspielkarakter jener fabelhaft ridikülen Personage, die leider keinen großen Comiker gefunden hat um sie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er

allein hatte das dazu nöthige Talent; — und das ahnte Herr A. W. Schlegel ſchon frühzeitig, und er haßte den Molière aus demſelben Grunde, weßhalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der franzöſiſche Cäſar, wohl fühlte, daß ihn der republikaniſche Geſchichtſchreiber ebenfalls nicht mit Roſenfarben geſchildert hätte; ſo hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutſche Oſiris, längſt geahnt, daß er dem Molière, dem großen Comiker, wenn dieſer jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon ſagte von Tacitus, er ſey der Verläumder des Tiberius, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel ſagte von Molière, daß er gar kein Dichter, ſondern nur ein Poſſenreißer geweſen ſey.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majeſtät, Ludwig Philipp I., König der Franzoſen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der

Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, dieſe Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muſe der Komödie, hat ſie haſtig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

II.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigſten Schriftſteller der romantiſchen Schule. Für dieſe kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beyden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie ſein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leyer, ſondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyriſcher Luſt und kritiſcher Grauſamkeit, wie der delphiſche Gott. Hatte er, gleich dieſem, irgend einen literariſchen Marſyas erbärmlichſt geſchunden, dann

griff er, mit den blutigen Fingern, wieder luſtig in die goldenen Saiten ſeiner Leyer und ſang ein freudiges Minnelied.

Die poetiſche Polemik, die Herr Tieck, in dramatiſcher Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichſten Erſcheinungen unſerer Literatur. Es ſind ſatyriſche Dramen, die man gewöhnlich mit den Luſtſpielen des Ariſtophanes vergleicht. Aber ſie unterſcheiden ſich von dieſen faſt eben ſo wie eine Sophokleiſche Tragödie ſich von einer Shakespearſchen unterſcheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuſchnitt, den ſtrengen Gang und die zierlichſt ausgebildete metriſche Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie ſie gelten konnte, ſo ſind die dramatiſchen Satyren des Herrn Tieck ganz ſo abentheuerlich zugeſchnitten, ganz ſo engliſch unregelmäßig und ſo metriſch willkührlich wie die Tragödien des Shakespear. War dieſe Form eine neue Erfin-

dung des Herrn Tieck? Nein, ſie exiſtirte bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italieniſch verſteht, kann ſich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'ſchen Dramen verſchaffen, wenn er ſich in die buntſcheckig bizarren, venezianiſch phantaſtiſchen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutſchen Mondſchein hineinträumt. Sogar die meiſten ſeiner Masken hat Herr Tieck dieſem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach ſeinem Beiſpiel haben viele deutſche Dichter ſich ebenfalls dieſer Form bemächtigt, und wir erhielten Luſtſpiele, deren komiſche Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine ſpaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, ſondern die uns gleich unmittelbar in eine komiſche Welt verſetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menſchen ſprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten iſt. Dieſes finden wir auch bei Ariſto-

phanes. Nur daß letzterer dieſe Form gewählt, um uns ſeine tiefſinnigſten Weltanſchauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigſte Treiben der Menſchen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichſten Schlöſſer zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den poſſirlichſten Fratzen dargeſtellt iſt. Darum eben iſt Ariſtophanes ſo groß, weil ſeine Weltanſicht ſo groß war, weil ſie größer, ja tragiſcher war als die der Tragiker ſelbſt, weil ſeine Comödien wirklich „ſcherzende Tragödien" waren: denn z. B. Pariſteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in ſeiner lächerlichen Nichtigkeit dargeſtellt, ſondern vielmehr er gewinnt die Baſilea, die ſchöne wundermächtige Baſilea, er ſteigt mit dieſer himmliſchen Gemahlinn empor in ſeine Luftſtadt, die Götter ſind gezwungen, ſich ſeinem Willen zu fügen, die Narrheit feyert ihre Vermählung mit der

Macht und das Stück schließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menschen etwas grauenhaft Tragischeres als dieser Narrensieg und Narrentriumph! So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwey wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den Fröschen besprochen, wagten sie zu behandeln: zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satyre wählten sie das Theater selbst, und sie satyrisirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unserer Bühne. — —

Wir haben jetzt Ruhe in Deutschland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache; und, da Herr Tieck in diesen beiden Leistungen excellirt, so wird ihm von allen Freunden der Kunst, die gebührende Bewunderung gezollt.

Er iſt, in der That, der beſte Novelliſt in Deutſchland. Jedoch alle ſeine erzählenden Erzeugniſſe ſind weder von derſelben Gattung noch von demſelben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere Manieren unterſcheiden. Seine erſte Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er ſchrieb damals nur auf Antrieb und Beſtellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der ſeelige Nikolay ſelbſt, der eigenſinnigſte Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Myſtizismus und der Romantik. Nikolay war ein ſchlechter Schriftſteller, eine proſaiſche Perrücke, und er hat ſich mit ſeiner Jeſuitenriecherei oft ſehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müſſen doch eingeſtehn, daß der alte Nikolay ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutſchen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit ſogar das ſchlimmſte Martyrthum,

das Lächerlichwerden, nicht scheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hause dieses Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nikolay, und die neue Zeit trampelte schon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geizig gewesen sey, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck selber nicht die Reichthümer seiner eigenen Brust, und die Schlegel mußten diese erst mit der Wünschelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte da

der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literärischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satyrischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweyte Manier des Herren Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind „der Kaiser Octavian", „die heilige Genofeva" und der „Fortunat", drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So schön auch die Tieckische Genofeva

iſt, ſo habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein ſehr ſchlecht gedruckte Volksbuch mit ſeinen ſchlechten Holzſchnitten, worauf aber gar rührend zu ſchauen iſt, wie die arme nackte Pfalzgräfinn nur ihre langen Haare zur keuſchen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzensreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirſchkuh ſaugen läßt.

Weit koſtbarer noch als jene Dramen ſind die Novellen, die Herr Tieck in ſeiner zweiten Manier geſchrieben. Auch dieſe ſind meiſtens den alten Volksſagen nachgebildet. Die vorzüglichſten ſind: „der blonde Eckbert," und „der Runenberg." In dieſen Dichtungen herrſcht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein ſonderbares Einverſtändniß mit der Natur, beſonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leſer fühlt ſich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdiſchen Quellen melodiſch rauſchen; er glaubt manchmal, im Geflüſter der Bäume, ſeinen eigenen Namen

zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein,

das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt sich aber jetzt mit Herren Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtseyn ver-

langte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes ist darinn sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelschen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herren Ludwig Tieck, zu Goethe überging. Dies mahnt an eine mahometanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen

früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beſtändig perſifflirt hatte, er ſelber wurde jetzt königlich ſächſiſcher Hofrath. Der liebe Gott iſt doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es iſt jetzt ein ſonderbares Mißverhältniß eingetreten zwiſchen dem Verſtande und der Phantaſie dieſes Schriftſtellers. Jener, der Tieckſche Verſtand iſt ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitsſyſtem huldigt und nichts von Schwärmerey wiſſen will; jene aber, die Tieckſche Phantaſie, iſt noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Fauſt. Dieſe beiden führen eine kurioſe Ehe, und es iſt manchmal betrübſam zu ſchauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in ſeiner Wirthſchaft, oder gar in ſeinem Käſeladen behülflich ſeyn ſoll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit ſeiner

baumwollnen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem eheligen Zwangslager, und besteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tieckſche Verstand, in seinen jüngsten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantasie von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, sogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel

an entſchloſſener Kraft giebt ſich nur allzuſehr kund in allem was er that und ſchrieb. Wenigſtens in allem was er ſchrieb, offenbart ſich keine Selbſtſtändigkeit. Seine erſte Manier zeigt ihn als gar nichts; ſeine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; ſeine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „dramaturgiſche Blätter" geſammelt, ſind noch das Originalſte, was er geliefert hat. Aber es ſind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu ſchildern, läßt Shakespeare ihn auch, im Geſpräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erſcheinen.

Mit den ernſten Disciplinen hatte ſich Herr Tieck nie ſonderlich befaßt. Er ſtudirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unſerer vaterländiſchen Poeſie. Den klaſſiſchen Studien ſoll

er immer fremd geblieben seyn, als ein ächter Romantiker. Nie beschäftigte er sich mit Philosophie; diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu seyn. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Jerten, um mit ersteren die Nasen seiner Freunde, und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen, den ironischen Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herren Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu seyn scheinen. Von dieser humoristischen Ironie

ist viel bei uns die Rede, die Goethesche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur. — —

Ich habe nachträglich noch zwey Arbeiten des Herren Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der vorshakespearschen Zeit, und seine Uebersetzung des Don Quixote. Letztere ist ihm ganz besonders gelungen, keiner hat die närrische Grandeza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wieder gegeben wie unser vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese

Schule war ja von demſelben Wahnſinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen ſeinen Narrheiten begeiſterte; auch ſie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder reſtauriren; auch ſie wollte eine abgeſtorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in ſeinem närriſchen Heldengedichte auch andere Ritter perſifflliren wollen, nemlich alle Menſchen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in deſſen dicken Schildknappen den realen Verſtand parodiren wollen? Immerhin, letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch, auf ſeinem ruhigen Eſel, hinter der Begeiſterung einher trottiren; trotz ſeiner beſſern Einſicht muß er und ſein Eſel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter ſo oft zuſtößt: ja, die ideale Begei-

sterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkührlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist, und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisirt, und das ganze Gedicht wäre alsdenn nichts anders als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit diskutirt wird? So viel sehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr viel leiden muß, daß er für die nobelsten Absichten seines Herren sehr oft die ignobelsten Prügel empfängt, und daß er immer verständiger ist, als sein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel sehr schlecht, die Würstchen einer Olla-Potrida aber

ſehr gut ſchmecken. Wirklich, der Leib ſcheint oft mehr Einſicht zu haben, als der Geiſt, und der Menſch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen, als mit dem Kopf.

III.

Unter den Verrücktheiten der romantiſchen Schule in Deutſchland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preiſen des Jakob Böhme eine beſondere Erwähnung. Dieſer Name war gleichſam das Schiboleth dieſer Leute. Wenn ſie den Namen Jakob Böhme ausſprachen, dann ſchnitten ſie ihre tiefſinnigſten Geſichter. War das Ernſt oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuſter, der Anno 1575 zu Wörlitz, in der Oberlauſitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theoſophiſcher Schriften hinterlaſſen hat. Dieſe ſind

in deutſcher Sprache geſchrieben, und waren daher unſern Romantikern um ſo zugänglicher. Ob jener ſonderbare Schuſter ein ſo ausgezeichneter Philoſoph geweſen iſt, wie viele deutſche Myſtiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht geleſen; ich bin aber überzeugt, daß er keine ſo gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuſter ſpielen überhaupt eine Rolle in unſerer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuſter, welcher im Jahre 1454 zu Nürremberg geboren iſt, und dort ſein Leben verbracht, ward von der romantiſchen Schule als einer unſerer beſten Dichter geprieſen. Ich habe ihn geleſen, und ich muß geſtehen, daß ich zweifle ob Herr Sakoski jemals ſo gute Verſe gemacht hat, wie unſer alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herren Schellings Einfluß auf die romantiſche Schule habe ich bereits angedeutet.

Da ich ihn ſpäter beſonders beſprechen werde, kann ich mir hier ſeine ausführliche Beurtheilung erſparen. Jedenfalls verdient dieſer Mann unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revoluzion entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daß die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichteſchen Idealismus proteſtirte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſeyn muß. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikazion der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden: erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die, ganz im Gegentheil, nur den Geiſt als etwas

Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikazion des Geistes erklärte, die sogar die Existenz der Materie läugnete. Es schien fast, der Geist habe jenseits des Rheins Rache gesucht für die Beleidigung, die ihm diesseits des Rheines widerfahren. Als man den Geist hier in Frankreich läugnete, da emigrirte er gleichsam nach Deutschland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieser Beziehung als den Herzog von Braunschweig des Spiritualismus betrachten, und seine idealistische Philosophie wäre nichts als ein Manifest gegen den französischen Materialismus. Aber diese Philosophie, die wirklich die höchste Spitze des Spiritualismus bildet, konnte sich eben so wenig erhalten, wie der krasse Materialismus der Franzosen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unserem Geiste, sondern auch in der Wirklichkeit

existire; daß unsere Anschauung von den Dingen identisch sey mit den Dingen selbst. Dieses ist nun die Schellingsche Identitätslehre, oder, wie man sie auch nennt, die Naturphilosophie.

Solches geschah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergessenheit und behielt nur noch eine literär historische Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie ward die herrschende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisirter Philosoph, wandelte trübselig umher unter den anderen mediatisirten Herren zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er sprach war noch das Al-

jämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſupplantirt. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht: ſo hörte ich Herren Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm „ſeine Ideen genommen"; und „meine Ideen ſind es, die er genommen", und wieder „meine Ideen", war der beſtändige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, ſprach der Schuſter Jakob Böhme einſt wie ein Philoſoph, ſo ſpricht der Philoſoph Schelling jetzt wie ein Schuſter.

Nichts iſt lächerlicher als das reklamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich ſehr viele Schellingſche Ideen zu ſeiner Philoſophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit dieſen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philoſophiert, aber nimmermehr eine

Philoſophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm ſelber. Wenn man den Spinoza einſt aus ſeiner ſtarren, altkarteſianiſchen, mathematiſchen Form erlöſt, und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird ſich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebſtahl klagen dürfte. Alle unſere heutigen Philoſophen, vielleicht oft ohne es zu wiſſen, ſehen ſie durch die Brillen die Baruch Spinoza geſchliffen hat.

Mißgunſt und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es iſt leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegels immer ſteigendem Anſehen, den armen Herren Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt ſehen. — Herr Schelling verrieth die Philoſophie an die katholiſche Religion. Alle Zeugniſſe ſtimmen hierin überein, und es war längſt vorauszuſehen, daß es dazu kommen mußte.

Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich so oft die Worte gehört: „man müsse den Glauben verbinden mit dem Wissen.“ Diese Phrase war unschuldig wie die Blume und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich was Ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften seines Geistes die katholische Religion zu rechtfertigen, und alles, was er unter dem Namen Philosophie jetzt lehrt, ist nichts anders als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Dabey spekulirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürstende deutsche Jugend nach München lockt. Andächtig kniet diese Jugend nieder vor dem Manne, den sie für den Hohepriester der Wahrheit hält, und arglos empfängt sie aus seinen Händen die vergiftete Hostie.

Unter den Schülern des Herren Schelling nennt Deutschland in besonders rühmlicher Weise den Herren Steffens, der jetzt Professor der Phi-

losophie in Berlin. Er lebte zu Jena als die Schlegel dort ihr Weſen trieben, und ſein Name erklingt häufig in den Annalen der romantiſchen Schule. Er hat ſpäterhin auch einige Novellen geſchrieben, worin viel Scharfſinn und wenig Poeſie zu finden iſt. Bedeutender ſind ſeine wiſſenſchaftliche Werke, namentlich ſeine Antropologie. Dieſe iſt voll originaler Ideen. Von dieſer Seite iſt ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunſt verſtanden, ſeine Ideen zu bearbeiten, und ſie als die ihrigen ins Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als ſein Meiſter ſich beklagen, daß man ihm ſeine Ideen entwendet. Unter ſeinen Ideen gab es aber eine, die ſich keiner zugeeignet hat, und es iſt ſeine Hauptidee, die erhabene Idee: „Henrik Steffens, geboren den 2ten May 1773 zu Stavangar, bey Drohntheim in Norweg, ſey der größte Mann ſeines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren ist dieser Mann in die Hände der Pietisten gerathen und seine Philosophie ist jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäßrigter Pietismus.

Ein ähnlicher Geist ist Herr Joseph Görres, dessen ich schon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schellingschen Schule gehört. Er ist in Deutschland bekannt unter dem Namen: „der vierte Allierte". So hatte ihn nemlich einst ein französischer Journalist genannt, im Jahr 1814, als er den Haß gegen Frankreich predigte. Von diesem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte, so gewaltig wie er, vermittelst nazionaler Erinnerungen, den Haß der Deutschen gegen die Franzosen zu entflammen; und das Journal, das er in dieser Absicht schrieb, „der rheinische Merkur", ist voll von solchen Beschwörungsformeln, die, käme es wie-

der zum Kriege, noch immer einige Wirkung aus-üben möchten. Seitdem kam Herr Görres faſt in Vergeſſenheit. — — Er iſt eine Hauptſtütze der katholiſchen Propaganda zu München. Dort ſah ich ihn, vor einigen Jahren, in der Blüthe ſeiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium das meiſtens aus katholiſchen Seminariſten beſtand, hielt er Vorleſungen über allgemeine Weltgeſchichte, und war ſchon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein ſchreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Allierte iſt jetzt dazu verdammt, den katholiſchen Seminariſten der Ecole-Polytechnique des Obſcurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrſchte, wie in ſeinen Büchern, die größte Confuſion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und, nicht ohne Grund, hat man ihn oft mit dem babiloniſchen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hundert-

tauſend Gedanken ſich abarbeiten und ſich beſprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern verſteht. Manchmal ſchien der Lärm in ſeinem Kopfe ein wenig zu ſchweigen, und er ſprach dann lang und langſam und langweilig, und von ſeinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogiſche Wildheit wieder in ihm erwachte und mit ſeinen mönchiſch frommen Demuthsworten widerwärtig kontraſtirte; wenn er chriſtlich liebevoll wimmerte, während er blutdürſtig wüthend hin und her ſprang: dann glaubt man eine tonſurirte Hyäne zu ſehen.

Herr Görres iſt geboren zu Coblenz, den 25ten Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten ſeines Lebens,

wie die des Lebens der meiſten ſeiner Genoſſen, bitte ich mir zu erlaſſen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung ſeiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überſchritten wie weit man das Leben dieſer Leute beſprechen darf.

Ach! wie betrübſam iſt es, wenn man nicht bloß jene Dioskuren, ſondern wenn man überhaupt die Sterne unſerer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erſcheinen uns aber vielleicht deßhalb ſo ſchön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt ſtehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne welche lügen und betteln; Sterne welche heucheln; Sterne, welche gezwungen ſind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne welche ſich einander küſſen und verrathen; Sterne welche ihren Feinden und, was noch ſchmerzlicher iſt, ſogar ihren Freunden ſchmeicheln, eben ſo gut wie wir hier unten.

Jene Cometen, die man dort oben manchmal wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöstem Strahlenhaar, umherschweifen sieht, das sind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende sich reuig und devot in einen obscuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne hassen.

Indem ich hier von deutschen Philosophen gesprochen, kann ich nicht umhin einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutschen Philosophie hier in Frankreich allzusehr verbreitet finde. Seit nemlich einige Franzosen sich mit der Schellingschen und Hegelschen Philosophie beschäftigt, die Resultate ihrer Studien in französischer Sprache mitgetheilt, auch wohl auf französische Verhältnisse angewendet: seitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deutschland die abenteuerlichsten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geister zu verwirren, und jede

Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verstünde. Mit einem Worte, dieſe edlen, für die Intereſſen des Liberalismus beſorgten Leute, klagen über den ſchädlichen Einfluß der deutſchen Philoſophie in Frankreich. Aber der armen deutſchen Philoſophie geſchieht Unrecht. Denn erſtens iſt das keine deutſche Philoſophie, was den Franzoſen bisher unter dieſem Titel, namentlich von Herren Victor Couſin, präſentirt worden. Herr Couſin hat ſehr viel geiſtreiches Miſchmaſch, aber keine deutſche Philoſophie vorgetragen. Zweitens die eigentliche deutſche Philoſophie iſt die, welche ganz unmittelbar aus Kants Critik der reinen Vernunft hervorgegangen, und, den Charakter dieſes Urſprungs bewahrend, ſich wenig um politiſche oder religiöſe Verhältniſſe, deſto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntniß bekümmerte.

Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der

meiſten deutſchen Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen, und konnte doch eben ſo wenig der Despotismus ſeine Stricke daraus drehen um die Geiſter zu binden. Nur ſeit Schelling, verlor die deutſche Philoſophie dieſen dünnen, aber harmloſen Charakter. Unſere Philoſophen kritiſirten ſeitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntniſſe und des Seyns überhaupt, ſie ſchwebten nicht mehr in idealiſtiſchen Abſtrakzionen, ſondern ſie ſuchten Gründe um das Vorhandene zu rechtfertigen, ſie wurden Juſtifikatoren deſſen, was da iſt. Während unſere früheren Philoſophen, arm und entſagend, in kümmerlichen Dachſtübchen hockten und ihre Syſteme ausgrübelten, ſtecken unſere jetzigen Philoſophen in der brillanten Livree der Macht, ſie wurden Staatsphiloſophen, nemlich ſie erſannen philoſophiſche Rechtfertigungen aller Intereſſen

des Staates, worinn sie sich angestellt befanden. Z. B. Hegel, Professor in dem protestantischen Berlin, hat in seinem Systeme auch die ganze evangelisch protestantische Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Professor in dem katholischen München, justifizirt jetzt, in seinen Vorlesungen, selbst die extravagantesten Lehrsätze der römisch katholisch apostolischen Kirche.

Ja, wie einst die alexandrinischen Philosophen allen ihren Scharfsinn aufgeboten, um, durch allegorische Auslegungen, die sinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, so versuchen unsere deutschen Philosophen etwas Aehnliches für die Religion Christi. Es kümmert uns wenig zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Parthei der Priester, deren materielle Interessen mit der Erhaltung des Catholizismus verknüpft ist,

ſo nennen wir ſie Jeſuiten. Sie mögen ſich aber nicht einbilden, daß wir ſie mit den älteren Jeſuiten verwechſeln. Dieſe waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O, der ſchwächlichen Zwerge, die da wähnen, ſie würden die Schwierigkeiten beſiegen, woran ſogar jene ſchwarzen Rieſen geſcheitert! Nie hat der menſchliche Geiſt größere Combinazionen erſonnen, als die, wodurch die alten Jeſuiten den Catholizismus zu erhalten ſuchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil ſie nur für die Erhaltung des Catholizismus und nicht für den Catholizismus ſelbſt begeiſtert waren. An letzterem, an und für ſich, war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten ſie zuweilen das katholiſche Prinzip ſelbſt, um es nur zur Herrſchaft zu bringen; ſie verſtändigten ſich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüſte, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden ſie

ſogar Atheiſten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichſten Abſoluzionen und buhlten ihre Caſuiſten mit jedem Laſter und Verbrechen. Vergebens haben ſie mit den Layen in Kunſt und Wiſſenſchaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz ſichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künſtler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder ſchaffen. Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barault: die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde. Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen

und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Herr Schelling ist geboren, den 27ten Januar 1775, in Würtemberg.

IV.

Ueber das Verhältniß des Herren Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig Andeutungen geben können. Sein Einfluß war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigent-

lichen Mystiker und glichen in vieler Hinsicht den indischen Religiosen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinschaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beschwörer, sie riefen mit eigenem Willen sogar die feindlichen Geister aus der Natur hervor, sie glichen dem arabischen Zauberer, der nach Willkühr jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu versteinern weiß. Zu den Ersteren gehörte zunächst Novalis, zu den Anderen zunächst Hoffmann. Novalis sah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Rose, er identifizirte sich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er. Hoffmann hingegen sah überall nur Gespenster, sie nickten ihm entgegen aus jeder chinesischen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menschen in Bestien verwandelte und diese sogar in königs-

lich preußische Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben selbst stieß ihn von sich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er selbst ein Gespenst geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeschliffener Spiegel, worinn er, tausendfältig verzerrt, nur seine eigne Todtenlarve erblickte; und seine Werke sind nichts anders als ein entsetzlicher Angstschrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantischen Schule. Er stand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte seiner hier nur im Gegensatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule ist. Novalis ist hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Weimars in einem so vortrefflichen Anzuge dem französischen Publikum vorgestellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputazion erlangt hat. Bei

und in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs in Vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als daß sie von gelinden Akkorden affizirt werden konnten. Die eigentlichen Geistreichen und die poetischen Naturen wollten nichts von ihm wissen. Diesen war der Novalis viel lieber. Aber, ehrlich gestanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn letzterer, mit seinen idealischen Gebilden, schwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann, mit allen seinen bizarren Fratzen, sich doch immer an der irdischen Realität festklammert. Wie aber der Riese Antheus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob: so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald

er ſchwärmeriſch in der blauen Luft umherſchwebt.

Die große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern beſteht wohl darin, daß ihre Poeſie eigentlich eine Krankheit war. In dieſer Hinſicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geſchäft des Critikers, ſondern des Arztes ſey. Der Roſenſchein in den Dichtungen des Novalis iſt nicht die Farbe der Geſundheit, ſondern der Schwindſucht, und die Purpurglut in Hoffmanns Phantaſieſtücken iſt nicht die Flamme des Genies, ſondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu ſolchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzuſehr mit Geſundheit geſegnet ſind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth ausſieht? Oder iſt die Poeſie vielleicht eine Krankheit des Menſchen, wie die Perle eigentlich nur der

Krankheitsſtoff iſt, woran das arme Auſterthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2ten Mai 1772. Sein eigentlicher Name iſt Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindſucht litt und an dieſem Uebel ſtarb. In allem, was er ſchrieb, weht dieſe trübe Geſchichte, ſein Leben war nur ein träumeriſches Hinſterben, und er ſtarb an der Schwindſucht, im Jahr 1801, ehe er ſein neun und zwanzigſtes Lebensjahr und ſeinen Roman vollendet hatte. Dieſer Roman iſt in ſeiner jetzigen Geſtalt nur das Fragment eines großen allegoriſchen Gedichtes, das, wie die göttliche Comödie des Dante, alle irdiſchen und himmliſchen Dinge feiern ſollte. Heinrich von Oſterdingen, der berühmte Dichter, iſt der Held dieſes Romans. Wir ſehen ihn als Jüngling in Eiſenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo ſchon das Größte, aber auch ſchon das Dümmſte geſchehen;

wo nemlich Luther seine Bibel übersetzt, und einige alberne Deutschthümler den Gensdarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieser Burg ward auch einst jener Sängerkrieg geführt, wo, unter anderen Dichtern, auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungerland den gefährlichen Wettstreit in der Dichtkunst gesungen, den uns die Manessische Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter sollte das Haupt des Unterliegenden verfallen seyn und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt sich nun die Wartburg, der Schauplatz seines späteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Tact, von den klappernden Fensterm saust der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt, fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinne und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume habe ich damals nie gehört.“

Mit ſolchen Worten beginnt „Heinrich von Oſterdingen,“ und überall in dieſem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll iſt es, daß ſelbſt die fabel-

haftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, selbst Sophia trägt so wohlbekannte Gesichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und abgegangen und heiter gekost. Aber das Alles liegt so dämmernd hinter uns, wie ein halbvergessener Traum.

Die Muse des Novalis war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermahl an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nemlich als Muse der Novalisschen Poesie eben dasselbe Mädchen, das mich zuerst mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldschnitt, welcher den Ofterdingen enthielt, in ihren schönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues

Kleid und hieß Sophia. Einige Stazionen von Göttingen lebte sie bei ihrer Schwester, der Frau Postmeisterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Busen, der, mit seinen ausgezackten steifen Blonden wie eine Festung aussah; diese Festung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthschaftliche, praktische Frau, und doch bestand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannsche Romane zu lesen. In Hoffmann fand sie den Mann, der es verstand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu setzen. Ihrer blassen zarten Schwester hingegen gab schon der Anblick eines Hoffmannschen Buches die unangenehmste Empfindung, und berührte sie ein solches unversehens, so zuckte sie zusammen. Sie war so zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren so duftig, so reinklingend, und, wenn man sie zusammensetzte, waren es Verse. Ich habe manches, was sie sprach, aufgeschrieben, und es

sind sonderbare Gedichte, ganz in der Novalisschen Weise, nur noch geistiger und verhallender. Eins dieser Gedichte, das sie zu mir sprach, als ich Abschied von ihr nahm um nach Italien zu reisen, ist mir besonders lieb. In einem herbstlichen Garten, wo eine Illumination statt gefunden, hört man das Gespräch zwischen dem letzten Lämpchen, der letzten Rose und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen ist erloschen, die Rose ist entblättert und der Schwan entfaltet seine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nemlich im Hannövrischen viele wilde Schwäne, die im Herbst nach dem wärmeren Süden auswandern und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrscheinlich in Afrika zu. Denn in der Brust eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Professor Blumenbach für einen afrikanischen erkannte. Der arme Vogel, mit dem Pfeil

in der Bruſt, war er doch nach dem nordiſchen Ufer zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſeyn, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen, auf irgend einer egyptiſchen Pyramide, und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich, im Spätherbſt 1828, aus dem Süden zurückkehrte, (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt,) führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſirt, die zwei Hauptthürme nur hängende

Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Postillon Pieper erfuhr, hatte sie sogar die Lust an den Hoffmannschen Romanen verloren, und sie trank jetzt vor Schlafengehn desto mehr Branntewein. Das ist auch viel einfacher; denn den Branntewein haben die Leute immer selbst im Hause, die Hoffmannschen Romane hingegen mußten sie vier Stunden weit aus der Deuerlichschen Lesebibliothek zu Göttingen holen lassen. Der Postillion Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei so sauer aussah, als habe er Essig gesoffen und sey davon ganz zusammengezogen. Als ich diesen Menschen nach der Schwester der Frau Posthalterin befragte, antwortete er: Mademoiselle Sophia wird bald sterben und ist schon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Wesen seyn, wovon sogar der saure Pieper sagte: sie sey ein Engel! Und er sagte dieses, während er, mit seinem hochbestiefelten

Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Oſterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen

und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

Drittes Buch.

I.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kurioſen Land und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verschnörkelten Erscheinungen, abentheuerlichen Riesenblumen, Zwerg-

bäumen, verschnitzelten Bergen, barok wollüstigen Früchten, aberwitzig gepuzten Vögeln, ist dort eine eben so fabelhafte Carrikatur wie der Mensch mit seinem spizigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachlust ansehen. Sie lachen aber nicht laut, weil sie beide viel zu civilisirt höflich sind; und, um das Lachen zu unterdrücken, schneiden sie die ernsthaft possirlichsten Gesichter. Es gibt dort weder Schatten noch Perspektive. Auf den buntscheckigen Häusern heben sich, über einander gestapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgespannte Regenschirme aussehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, so daß sogar der Wind, wenn er vorbeistreift, durch ein närrisches Geklingel sich lächerlich machen muß.

In einem solchen Glockenhause wohnte einst

eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nemlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der

romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herren Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreiſt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahr lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon“. Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedan-

ten als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen buckligte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bachantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „die

Gründung Prags" ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkel böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich „die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Nanerl". Als das schöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutschland zu thun pflegt, einige heilsame Arzneien zu kaufen, da bewegte sich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das schöne Nanerl eben stand, und das Kind rief mit Entsetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erschrack noch weit mehr, und wurde ernsthaft wie

der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in dieſem Schranke hängt mein Richtſchwert, und das bewegt ſich jedesmal von ſelbſt, wenn ihm jemand nahet der einſt damit geköpft werden ſoll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieſes Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert iſt dann zufrieden geſtellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Großmutter gab jedoch dieſem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es ſpäterhin genugſam bereuen, als das ſchöne Manerl wirklich geköpft wurde mit demſelben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr alt ſeyn, und er lebt zu Frankfurt, einſiedleriſch zurückgezogen, als ein korreſpondirendes Mitglied der katholiſchen Propaganda. Sein Name iſt in der letzten Zeit faſt verſchollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er

mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nemlich, in Gemeinschaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nemlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deut-

scher Dichter, der mir am liebsten ist, nemlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den schweizer Landsknecht, der auf der straßburger Bastei Schildwache stand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von sich warf, über den Rhein schwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberschwimmen,
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:

Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein schönes Gedicht! Es liegt in diesen Volksliedern ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch, durch chemischen Prozeß die Bestandtheile ermit-

telt, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft. In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volks. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der ächt deutsche Wein und die ächt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darinn. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit! Welch ein ehrlicher Kerl ist der arme Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt! Hört einmal die phlegmatisch rührende Geschichte, die er von sich selber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink so gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich sinken.

„Man setzt mich oben an den Tisch,
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel stand mir leere.

„Da ich des Nachts wollt schlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu nisteln,
Da stachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Disteln.

„Da ich zu Morgens früh aufstand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks selber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt es an die Seiten,
Ich Armer mußt zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannssohn,
Sein' Tasch mußt er mir lassen."

Dieser arme Schwartenhals ist der deutscheste Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrscht in diesem Gedichte! Aber auch unser Gretel sollt Ihr kennen lernen. Es ist ein aufrichtiges Mädel und ich liebe sie sehr. Der Hans sprach zu dem Gretel:

„Nun schürz dich, Gretlein, schürz dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist abgethan."

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir seyn,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein.“

Da nahm ers bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Wirthshaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieses Gretlein,
Müssen verschlemmet seyn.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redetest nicht also,

Als du mich heim ausführteſt
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm ſie bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weineſt du ſo ſehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr;
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das iſt kein Goetheſches **Gretchen**, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da iſt kein deutſcher Mondſchein. Es liegt eben ſo wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des

Nachts bei ſeinem Mädel Einlaß verlangt, und ſie ihn abweiſt mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Heide,
Woher du gekommen biſt;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg,
Trägſt keine Federn weg.“

Aber Mondſchein, Mondſchein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, ſtralt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir;
Weils aber nicht kann ſeyn,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,

Und red mit dir;
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt:
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese wohl selbst mit ihren Schlußworten:

Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es habens drei Gäns übers Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich ist es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburschen, die solch ein Lied gedichtet.

Es sind besonders die Handwerksburschen. Gar oft, auf meinen Fußreisen, verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen; und kam nachher ein anderer Bursch, mit Ränzel und Wanderstab, vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchen Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutschen Handwerksburschen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es ist eine merkwürdige Menschensorte. Ohne Sous in der Tasche, wandern diese Hand-

werksburschen durch ganz Deutschland, harmlos, fröhlich und frey. Gewöhnlich fand ich, daß drei zusammen auf solche Wanderschaft ausgingen. Von diesen dreien war der Eine immer der Raisonneur; er raisonnirte mit humoristischer Laune über alles was vorkam, über jeden bunten Vogel der in der Luft flog, über jeden Musketenreuter der vorüberritt, und kamen sie gar in eine schlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironisch: der liebe Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, aber, seht einmal, es ist auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeselle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort sagen ohne dabei zu fluchen; er schimpft grimmig auf alle Meister, bei denen er gearbeitet; und sein beständiger Refrain ist, wie sehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberstadt, die ihm täglich Kohl und Wasserrüben vorgesetzt, nicht eine

Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberstadt" seufzt aber der dritte Bursche aus tiefster Brust; er ist der jüngste, macht zum erstenmal seine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens schwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und spricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" ist ein zu merkwürdiges Denkmal unserer Literatur und hat auf die Lyriker der romantischen Schule, namentlich auf unseren vortrefflichen Herren Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbesprochen lassen durfte. Dieses Buch und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine besondere Erwähnung geschehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit

der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sey? Und das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzose kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache worin es gedichtet ist. Es ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome

von Europa hätten sich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der straßburger Münster, der köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. s. w. und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart

wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieſes Lied verfaßt? Eben ſo wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geſchrieben. Sonderbar! von den vortrefflichſten Büchern, Gedichten, Bauwerken und ſonſtigen Denkmälern der Kunſt, weiß man ſelten den Urheber. Wie hieß der Baumeiſter, der den köllner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die ſchöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige ſo erquicklich abkonterfeit ſind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das ſo viele leidende Menſchengeſchlechter getröſtet hat? Die Menſchen vergeſſen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edelen, der für das Heil ſeiner Mitbürger geſorgt, finden wir ſelten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grauſamen Kriegshelden. Der Baum der

Menſchheit vergißt des ſtillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor ſchädlichen Thieren geſchützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in ſeine Rinde unbarmherzig eingeſchnitten mit ſcharfem Stahl, und er überliefert ſie in immer wachſender Größe den ſpäteſten Geſchlechtern.

II.

Wegen ihrer gemeinſchaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns," pflegt man auch ſonſt die Namen Brentano und Arnim zuſammen zu nennen, und da ich erſteren beſprochen, darf ich von dem anderen um ſo weniger ſchweigen, da er in weit höherem Grade unſere Aufmerkſamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim iſt ein großer Dichter und war einer der originellſten Köpfe der romantiſchen Schule. Die Freunde des Phantaſtiſchen würden an dieſem Dichter mehr als an jedem anderen deutſchen Schriftſteller Geſchmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann ſowohl

als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieſer in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Geſpenſter beſchwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann ſelbſt zuweilen betrachtete, ſo kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakespear ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen,

r, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube Arnims Renommee konnte beſonders deshalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Parthei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläßigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen

Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſeyn, wäre nicht die

Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſeyn könne; aber das iſt

Kinderspiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen: dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selbst in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Affengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es als ob ein General Heerschau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Schaaren vor sich vorbeidefiliren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830. Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter betitelt „der Auerhahn." Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig.

Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein, in dem verwaisten weiten Burgsaal, und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daß ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde den Vater beim Anziehen half, wie dieser ihm oft eine Brodkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt sey und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnims Romane heißen „die Kronwächter“ und die „Gräfin Dolores.“ Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verläumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sey oben in der Thurmwohnung so korpulent geworden, daß sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sey, den neuen Thürmer zu heurathen. Ueber solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau droben nicht wenig; und sie konnte nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabsteigen, weil sie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores,“ hat ebenfalls den allervortrefflichsten

Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth und zwar einer adelichen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörniß! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten iſt alles verödet: die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit

Brenneſſeln geiſeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf, nach langer Abweſenheit, wieder in ſein Schloß heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau, ſehr auffallend, es paſſirt bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und eben ſo wie das übrige Hausgeſinde längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber am Ende ſelbſt zu ahnen, daß er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnims Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine „Iſabella von Egypten.“ Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich **Bohémiens**, auch **Egyptiens** nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Mährchenvolk mit ſeinen braunen Ge-

Wahrſageraugen, und ſei-
heimniß. Die bunte, gau-
einen großen myſtiſchen
müſſen nemlich nach
e gar lieblich er-
ganzen Welt
ungaſtlichen
die heilige
abgewieſen, als
Egypten, ein Nachtlager
e. Deßhalb hielt man ſich
, ſie mit Grauſamkeit zu behan-
a man im Mittelalter noch keine Schel-
gſchen Philoſophen hatte, ſo mußte die Poeſie
damals die Beſchönigung der unwürdigſten und
grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen niemand
waren dieſe Geſetze barbariſcher als gegen die
armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten
ſie jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne
Unterſuchung und Urthel, aufzuknüpfen. So wurde

als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieſer in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Geſpenſter beſchwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann ſelbſt zuweilen betrachtete, ſo kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke iſt dieſer Schriftſteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich ſie ihm die unbedingteſte Anerkennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihm nach Gebühr gepriesen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakespear ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen,

er, der über so manches unbedeutende Machwerk so viel Geistreiches sagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach seinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube Arnims Renommee konnte besonders deshalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden, der katholischen Parthei, noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem seine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unseren Literaturzeitungen und ästhetischen Blättern fast gar nicht besprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff seiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein gelesen. Warum vernachläßigte nun das deutsche Volk einen Schriftsteller, dessen

Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſeyn, wäre nicht die

Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſthaftes Geſchöpf, und nun erſt ein todter Deutſcher! Ein Franzoſe hat gar keine Idee davon, wie ernſthaft wir erſt im Tode ſind; da ſind unſere Geſichter noch viel länger, und die Würmer, die uns ſpeiſen, werden melancholiſch wenn ſie uns dabei anſehen. Die Franzoſen wähnen Wunder wie ſchrecklich ernſthaft der Hoffmann ſeyn könne; aber das iſt

Locken, ſteht mit hebräiſchen Buchſtaben das Wort „Wahrheit," und wenn man dieſes auslöſcht, fällt die ganze Figur wieder leblos zuſammen, als eitel Lehm.

4) Der Feldmarſchall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Hiſtoriker dieſes Namens verwandt iſt, ja welcher ſich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel iſt, eine Alraunwurzel, welche die Franzoſen Mandragora nennen. Dieſe Wurzel wächſt unter dem Galgen, wo die zweideutigſten Thränen eines Gehenkten gefloſſen ſind. Sie gab einen entſetzlichen Schrei, als die ſchöne Iſabella ſie dort um Mitternacht aus dem Boden geriſſen. Sie ſah aus wie ein Zwerg, nur daß ſie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Geſicht zwei ſchwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entſtanden. Nachher ſtreute ſie dem

Männlein auch ein bischen Hirse auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas struppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeschöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdseligen Rosenlippen küßte sie ihm das Hagebuttmaul ganz schief; sie küßte ihm vor Liebe fast die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garstige Knirps wurde dadurch so verzogen, daß er am Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall tituliren ließ.

Nicht wahr, das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Mirakle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene die in einer einzigen Kutsche von Brake nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daß das Grauenhafte

nicht Euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Geſpenſter jener Art. Wenn Ihr Geſpenſter beſchwört, müſſen wir lachen. Ja, wir Deutſchen, die wir bei Euren heiterſten Witzen ganz ernſthaft bleiben können, wir lachen deſto herzlicher bei Euren Geſpenſtergeſchichten. Denn Eure Geſpenſter ſind doch immer Franzoſen; und franzöſiſche Geſpenſter! welch ein Widerſpruch in den Worten! In dem Wort „Geſpenſt" liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Worte „Franzöſiſch" liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſeyn, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtiren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt

eben dann das brauſendſte Finale, aus den Varietés und dem Gymnas ſtrömen die heiterſten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soiree. Wie müßte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt umjauchzt! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiß nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen,

ſie würden bald Geſpenſterreünions bilden, ſie würden ein Todtenkafeehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine pariſer Todtenrevüe, und es gäbe bald Todtenſoirees, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde und in Paris ſpuken kann, zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht; ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchich-

ten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muß, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben.

O Ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, Ihr ſolltet doch endlich einſehen, daß Eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Masken vors Geſicht halten, um ſich einander Furcht einzujagen. Es ſind ernſthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken ſchauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutſchen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichſten Larven, und aus den Augen lauſcht der greiſe Tod. Ihr ſeyd ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und

lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menſchliche liegt im Bereiche Eurer Kunſt. Das haben ſchon Eure älteren Schriftſteller eingeſehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieſer Einſicht gelangen. Laßt ab vom Schauerlichen und Geſpenſtiſchen. Laßt uns Deutſchen alle Schreckniſſe des Wahnſinns, des Fiebertraums und der Geiſterwelt. Deutſchland iſt ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geſchlechts, und beſonders für Feldmarſchälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenſeits des Rheins können ſolche Geſpenſter gedeihen; nimmermehr in Frankreich. Als ich hierher reiſte, begleiteten mich meine Geſpenſter bis an die franzöſiſche Gränze. Da nahmen ſie betrübt von mir Abſchied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verſcheucht die Geſpenſter jeder Art. —

III.

Die Geſchichte der Literatur iſt eben ſo ſchwierig zu beſchreiben wie die Naturgeſchichte. Dort wie hier hält man ſich an die beſonders hervortretende Erſcheinungen. Aber wie in einem kleinen Waſſerglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten iſt, die eben ſo ſehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Beſtien: ſo enthält der kleinſte Muſenalmanach zuweilen eine Unzahl Dichterlinge, die dem ſtillen Forſcher eben ſo intereſſant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott iſt groß!

Die meiſten Literaturhiſtoriker geben uns wirklich eine Literaturgeſchichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer beſonders abgeſperrt, zeigen ſie uns epiſche Säugedichter, lyriſche Luftdichter, dramatiſche Waſſerdichter, proſaiſche Amphibien, die ſowohl Land- wie Seeromane ſchreiben, humoriſtiſche Molusken u. ſ. w. Andere, im Gegentheil, treiben die Literaturgeſchichte pragmatiſch, beginnen mit den urſprünglichen Menſchheitsgefühlen, die ſich in den verſchiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunſtform angenommen; ſie beginnen ab ovo, wie der Geſchichtſchreiber, der den trojaniſchen Krieg mit der Erzählung vom Ey der Leda eröffnet. Und wie dieſer handeln ſie thörigt. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ey der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden ſich dennoch Hektor und Achilles vor dem ſkäiſchen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entſte-

hen nicht aus Geringfügigkeiten, ſondern ſie ſind nothwendig, ſondern ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sterne und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen; . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher worin dieſe ſich offenbaren, aus der Conſtellazion der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur den momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimiren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem

innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtifizirt. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten die irdiſchen Trauben ſeyen ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindizirt.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und

ein Kritiker, der mit hinlänglich scharfem Messer einen neueren Dichter sezirte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthiers, sehr leicht prophezeyen, wie sich Deutschland in der Folge gestalten wird. Ich würde herzlich gern, als ein literärischer Calchas, in dieser Absicht einige unserer jüngsten Poeten kritisch abschlachten, müßte ich nicht befürchten in ihren Eingeweiden viele Dinge zu sehen, über die ich mich hier nicht aussprechen darf. Man kann nemlich unsere neueste deutsche Literatur nicht besprechen, ohne ins tiefste Gebieth der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo sich die belletristischen Schriftsteller von der politischen Zeitbewegung zu entfernen suchen, sogar mehr als löblich, da mag man jezt die Schöngeister des Tages beurtheilen und den Tag selbst unbesprochen lassen können. Aber jenseits des Rheines werfen sich jezt die belletristischen Schriftsteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon sie sich so lange entfernt gehalten. Ihr

Franzoſen ſeyd während fünfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeyd jetzt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jetzt am Studiertiſche geſeſſen, und haben alte Klaſſiker kommentirt, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derſelbe Grund, den ich oben angedeutet, verhindert mich mit gehöriger Würdigung einen Schriftſteller zu beſprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben und auf welchen ſeitdem, durch die geiſtreichen Artikel von Philareth Chales, das franzöſiſche Publikum noch beſonders aufmerkſam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erſt ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgeſonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeſchichte von ihm reden müßte. Er iſt faſt gleichzeitig mit der ro-

mantiſchen Schule aufgetreten, ohne im mindeſten daran Theil zu nehmen, und eben ſo wenig hegte er ſpäter die mindeſte Gemeinſchaft mit der goethiſchen Kunſtſchule. Er ſteht ganz iſolirt in ſeiner Zeit, eben weil er, im Gegenſatz zu den beiden Schulen, ſich ganz ſeiner Zeit hingegeben und ſein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und ſeine Schriften waren eins und daſſelbe. Dieſe Eigenſchaft, dieſe Ganzheit finden wir auch bey den Schriftſtellern des heutigen jungen Deutſchlands, die ebenfalls keinen Unterſchied machen wollen zwiſchen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion, und die zu gleicher Zeit Künſtler, Tribune und Apoſtel ſind.

Ja, ich wiederhole das Wort Apoſtel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beſeelt ſie mit einer Leidenſchaft, von welcher die Schriftſteller der früheren Periode

keine Ahnung hatten. Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe wir haben ausgefunden: daß diese Erde groß genug ist; daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freylich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen. Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Commödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube ge-

nannt; denn, wie könnte ich von dem jungen Deutſchland ſprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendſten hervorleuchtet. Heinrich Laube, einer jener Schriftſteller, die ſeit der Juliusrevolution aufgetreten ſind, iſt für Deutſchland von einer ſocialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle guten Eigenſchaften, die wir bey den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabey iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes

patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.

In dieſer Hinſicht verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Carl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Carl Gutzkow muß ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und des urtheilenden Kunſtſinnes zuerkennen, und auch ſeine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffaſſung unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe; aber in allem was Laube ſchreibt herrſcht eine weitaustönende Ruhe eine ſelbſtbewußte Größe, eine ſtille Sicherheit, die mich perſönlich tiefer anſpricht, als die pitoreske, farbenſchillernde und ſtechend gewürzte Beweglichkeit des gutzkowſchen Geiſtes.

Herr Carl Gutzkow, dessen Seele voller Poesie, mußte eben so wie Laube sich zeitig von jenen Zeloten, die unseren großen Meister schmähen, aufs bestimmteste lossagen. Dasselbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Gustav Schlesier, zwey höchst ausgezeichneten Schriftstellern der jüngsten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutschland die Rede ist, ebenfalls nicht unerwähnt lassen darf. Sie verdienen, in der That, unter dessen Chorführern genannt zu werden und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es ist hier nicht der Ort ihr Können und Wirken ausführlicher zu besprechen. Ich habe mich zu sehr von meinem Thema entfernt; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt wie Jean Paul Friedrich Richter in seiner Hauptrichtung dem jungen Deutschland voranging. Dieses letztere jedoch,

aufs Praktiſche angewieſen, hat ſich der abſtruſen Verworrenheit, der barocken Darſtellungsart und des ungenießbaren Styles der Jean-Paulſchen Schriften zu enthalten gewußt. Von dieſem Style kann ſich ein klarer wohlredigirter franzöſiſcher Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Pauls Periodenbau beſteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal ſo eng ſind, daß wenn eine Idee dort mit einer anderen zuſammentrifft, ſie ſich beide die Köpfe zerſtoßen; oben an der Decke ſind lauter Haken woran Jean Paul allerley Gedanken hängt und an den Wänden ſind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt ſie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bereitet er uns mehr Erſtaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachſen würden, wenn er ſie

ordentlich Wurzel faſſen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern ſich ausbreiten ließe: dieſe rupft er uns, wenn ſie kaum noch kleine Pflänzchen, oft ſogar noch bloße Keime ſind, und ganze Geiſteswälder werden uns ſolchermaßen, auf einer gewöhnlichen Schüſſel, als Gemüſe vorgeſetzt. Dieſes iſt nun eine wunderſame, ungenießbare Koſt; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Banianen in ſolcher Menge vertragen. Jean Paul iſt ein großer Dichter und Philoſoph, aber man kann nicht unkünſtleriſcher ſeyn als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in ſeinen Romanen ächtpoetiſche Geſtalten zur Welt gebracht, aber alle dieſe Geburthen ſchleppen eine närriſch lange Nabelſchnur mit ſich herum und verwickeln und würgen ſich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich ſein Denken ſelbſt, wir ſehen die materielle Thätigkeit ſeines Gehirns; er giebt uns, ſo zu ſagen, mehr Gehirn als Gedanken.

In allen Richtungen hüpfen dabey seine Witze, die Flöhe seines erhitzten Geistes. Er ist der lustigste Schriftsteller und zugleich der sentimentalste. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer und sein Lachen verwandelt sich jählings in Weinen. Er vermummt sich manchmal in einen bettelhaften plumpen Gesellen, aber dann plötzlich, wie die Fürsten inkognito, die wir auf dem Theater sehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den stralenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfasser des Tristram Shandy, wenn er sich in den rohesten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich, durch erhabene Uebergänge, an seine fürstliche Würde, an seine Ebenbürtigkeit mit Shakespear, zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in seinen

Schriften seine Persönlichkeit Preiß gegeben, er hat sich ebenfalls in menschlichster Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewissen unbeholfenen Scheu, besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Lorenz Sterne zeigt sich dem Publikum ganz entkleidet, er ist ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hose. Mit Unrecht glauben einige Critiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl besessen als Sterne, weil dieser, sobald der Gegenstand den er behandelt eine tragische Höhe erreicht, plötzlich in den scherzhaftesten, lachendsten Ton überspringt; statt daß Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindesten ernsthaft wird, allmählig zu flennen beginnt und ruhig seine Thränendrüsen austräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er ist ein größerer Dichter. Er ist, wie ich schon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakespear, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Musen erzogen auf dem Parnaß. Aber, nach Frauenart,

haben ſie ihn, beſonders durch ihre Liebkoſungen, ſchon frühe verdorben. Er war das Schooßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küßte dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſines, die roſige Göttinn des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und küßte begütigend ſeine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerey.

Und ſeitdem geriethen Sternes Herz und Sternes Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch:

wann ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

IV.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung: wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſey, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute deſſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daß man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Mißbegriff der chriſtlichen Verſöhnungslehre was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug, er

war herrschend, und in Liedern und Sagen lebt die schauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geschlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu festigen. Heut zu Tage ist die Menschheit verständiger; wir glauben nicht mehr an die Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Besteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den silbernen und goldenen Hostien, schreiben sie eine Wunderkraft zu; das Geld ist der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn sie ein Gebäude zu errichten haben, so tragen sie große Sorge, daß unter den Grundstein einige Geldstücke, eine Kapsel mit allerley Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben so wie das ganze Staats- und

Kirchengebäude, auf den Glauben an Blut beruhte, so beruhen alle unsere heutigen Institutionen auf den Glauben an Geld, auf wirkliches Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieses ist der baare Egoismus. Ersteren zerstörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerstören. Die Grundlage der menschlichen Gesellschaft wird einst eine bessere seyn, und alle großen Herzen Europas sind schmerzhaft beschäftigt, diese neue bessere Basis zu entdecken.

Vielleicht war es der Mißmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den sie überall hervorgrinsen sahen, was in Deutschland einige Dichter von der romantischen Schule, die es ehrlich meinten, zuerst bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Restaurazion des Mittelalters zu befördern. Dieses mag namentlich bey denjenigen der Fall seyn, die nicht die eigentliche Coterie bildeten. Zu dieser letztern

gehörten die Schriftſteller die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die Romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literarhiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes, habe ich von dieſen Coteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht mißverſtehen, wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herren Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drey Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und

Herr Ludwig Uhland ist der einzige Lyriker der Schule, dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind und noch jetzt im Munde der Menschen leben.

In dieser Hinsicht verdienen die erwähnten drey Dichter einen Vorzug vor Herren Ludwig Tieck, den ich als einen der besten Schriftsteller der Schule gepriesen habe. Herr Tieck hat nemlich, obgleich das Theater sein Steckenpferd ist und er von Kind auf bis heute sich mit dem Commödiantenthum und mit den kleinsten Details desselben, beschäftigt, hat doch immer darauf verzichten müssen, jemals von der Bühne herab die Menschen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen ist. Herr Tieck hat sich immer ein Hauspublikum halten müssen, dem er selber seine Stücke vordeklamirte und auf deren Händeklatschen ganz sicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué von der Herzoginn bis zur Wäscherinn mit gleicher Lust gelesen wurde

und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtralte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bey der Vorleſung ſeiner Novellen, ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckte. Die Kraft dieſer Poeſie mußte immer deſto mehr hervortreten, je mehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtirte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt, mußte Herr Tieck als einer der kräftigſten Dichter erſcheinen. Während die Lieder unſeres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erſchollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, iſt kein einziges Lied des Herren Tieck in unſere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herren Ludwig Tieck iſt in unſerem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieſes großen Lyrikers.

Zacharias Werner iſt geboren zu Königsberg in Preußen, den 18. Nov. 1768. Seine Ver-

bindung mit den Schlegeln war keine persönliche, sondern nur eine sympathetische. Er begriff in der Ferne was sie wollten, und that sein Möglichstes in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte sich für die Restaurazion des Mittelalters nur einseitig, nemlich nur für die hierarchisch katholische Seite desselben, begeistern; die feudalistische Seite hat sein Gemüth nicht so stark in Bewegung gesetzt. Hierüber hat uns sein Landsmann T. A. Hoffmann, in den Serapionsbrüdern, einen merkwürdigen Aufschluß ertheilt. Er erzählt nemlich, daß Werners Mutter gemüthskrank gewesen und während ihrer Schwangerschaft sich eingebildet, daß sie die Muttergottes sey und den Heiland zur Welt bringe. Der Geist Werners trug nun, sein ganzes Leben hindurch, das Muttermahl dieses religiösen Wahnsinns. Die entsetzlichste Religionschwärmerey finden wir in allen seinen Dichtungen. Eine einzige, der Vierundzwanzigste Februar, ist frey davon

und gehört zu den kostbarsten Erzeugnissen unserer dramatischen Literatur. Sie hat, mehr als Werners übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthusiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatischen Werke haben den großen Haufen weniger angesprochen, weil es dem Dichter, bey aller drastischen Kraft, fast gänzlich an Kenntniß der Theaterverhältnisse fehlte.

Der Biograph Hoffmanns, der Herr Criminalrath Hitzig, hat auch Werners Leben beschrieben. Eine gewissenhafte Arbeit, für den Psychologen eben so interessant wie für den Literarhistoriker. Wie man mir jüngst erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetischen Philosophinnen, die damals des Abends, im brillantesten Putz, die Gallerien des Palais-Royal durchwandelten, sein besonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein, und neckten ihn, und lachten über seinen komi-

ſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-royal ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daß alles auf Erden eitel ſey. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſey nur eine häßliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Postillonshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daß die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte

er den Leuten beständig: daß er ein großer Sünder sey.

Genau betrachtet ist sich der Mann immer konsequent geblieben, nur daß er früherhin bloß besang was er späterhin wirklich übte. Die Helden seiner meisten Dramen sind schon mönchisch entsagende Liebende, ascetische Wollüstlinge, die in der Abstinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleisches ihre Genußsucht spiritualisiren, die in den Tiefen der religiösen Mystik die schauerlichsten Seeligkeiten suchen, heilige Roués.

Kurz vor seinem Tode war die Freude an dramatischer Gestaltung noch einmal in Wernern erwacht, und er schrieb noch eine Tragödie, betitelt: die Mutter der Makkabäer. Hier galt es aber nicht den profanen Lebensernst mit romantischen Späßen zu festoniren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen sind feyerlich gemessen wie

Glockengeläute, bewegen sich langsam wie eine Charfreytagsprozession, und es ist eine palestinasche Legende in griechischer Tragödienform. Das Stück fand wenig Beyfall bey den Menschen hier unten; ob es den Engeln im Himmel besser gefiel, das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias starb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr auf dieser sündigen Erde gewandelt.

Wir lassen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantischen Triumvirats. Es ist der vortreffliche [illegible] Friedrich de la Motte Fouqué, geboren [illegible] Mark Brandenburg im Jahr 1777 und zum Professor ernannt an der Universität Halle, im Jahr 1833. Früher stand er als Major im königl. Preuß. Militärdienst und gehört zu den Sangeshelden oder Heldensängern, deren Leyer und Schwert, während dem sogenannten Freyheitskriege, am lautesten erklang. Sein Lorbeer

ist von ächter Art. Er ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupte. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu Theil, wie einst unserem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieses Publikum ist immer groß genug, und Herr Fouqué kann sich rühmen, daß er der einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzstadt, ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand: daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmahl den Verfasser der Undine küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß; der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine.

Ich weiß nicht, ob diese Novelle ins Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daß sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt .... aber, ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemahl wird treulos, und sie küßt ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuß.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouquéschen Poesie betrachten. Obgleich sie un-

endlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adligen Rittern verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümeley, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig; und als der ingeniose Hidalgo

Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte: da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier aufs höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder Fleisch noch Vernunft. Seine Frauenbilder sind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen, über die anmuthigen Blümengesichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouquéschen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Gestaltung und Farbenpracht mehr unser Auge als unsere Seele ergötzen. Das sind Ritterfeste, Schäferspiele, Zweykämpfe, alte Trachten, alles recht hübsch

neben einander, abentheuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqués wie bei den Nachahmern des Walter Scott ist diese Manier, statt der inneren Natur der Menschen und Dinge nur ihre äußere Erscheinung und das Costum zu schildern, noch trübseliger ausgebildet. Diese flache Art und leichte Weise grassirt heutigen Tags in Deutschland eben so gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darstellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, sondern auch unsere moderne Zustände betreffen, so ist es doch noch immer die vorige Manier, die statt der Wesenheit der Erscheinung nur das Zufällige derselben auffaßt. Statt Menschenkenntniß bekunden unsere neueren Romanziérs bloß Kleiderkenntniß, und sie fußen vielleicht auf dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenschreiber, besonders bey den Engländern. Richardson giebt uns die Anatomie der Empfindungen.

Goldſmidt behandelt pragmatiſch die Herzensakzionen ſeiner Helden. Der Verfaſſer des Triſtram Shandy zeigt uns die verborgenſten Tiefen der Seele; er öffnet eine Lucke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradieſe und Schmutzwinkel, und läßt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das ſeltſame Theater hineingeſchaut, Beleuchtung und Perſpektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kuliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſtrung aufblühen wird, die Pauke worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Machinerie, die

große Lüge, wodurch uns die Menschen anders erscheinen als sie wirklich sind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beyspiel die Engländer wählen, da unser Goethe, in seinem Wilhelm Meister, das beste Muster eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouquéschen Romane ist Legion; er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. „Der Zauberring" und „Thiodolph der Isländer" verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten große Schönheiten. Besonders „Sigurd, der Schlangentödter" ist ein kühnes Werk, worin die altscandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er

hat ſo viel Muth wie hundert Löven und ſo viel Verſtand wie zwey Eſel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie ſind die Lieblichkeit ſelbſt. Sie ſind ſo leicht, ſo bunt, ſo glänzend, ſo heiter dahin flatternd; es ſind ſüße lyriſche Kolibri.

Der eigentliche Liederdichter aber iſt Herr Ludwig Uhland, der geboren zu Tübingen im Jahr 1787 jetzt als Advokat in Stutgardt lebt. Dieſer Schriftſteller hat einen Band Gedichte, zwey Tragödien und zwey Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über franzöſiſche Troubadouren geſchrieben. Es ſind zwey kleine hiſtoriſche Unterſuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Bayer" und „Herzog Ernſt von Schwaben". Erſtere habe ich nicht geleſen; iſt mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält

große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beyfall ärndten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ins Herz. Dieses Drama, oder vielmehr dieses Lied, enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzubitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten sollen nicht eben den Sympathien seines eignen Herzens, sondern viel eher dem

Begehr des Publikums entsprechen. Dieses letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet; aber ach! es sind nur Perlen. Das Publikum verspeist mit Wonne des Herren Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeifers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzosen höchstwahrscheinlich nicht wissen wer Madame Birch-Pfeifer und Herr Raupach ist, so muß ich hier erwähnen, daß dieses göttliche Paar, geschwisterlich neben einander stehend, wie Apoll und Diana, in den Tempeln unserer dramatischen Kunst am meisten verehrt wird. Ja, Herr Raupach ist eben so sehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeifer der Diana vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, so ist letztere als kaiserl. östreichische Hofschauspielerin in Wien, und ersterer als königl. preußischer Theaterdichter in Berlin angestellt. Die Dame hat schon

eine Menge Dramen geſchrieben worinn ſie ſelber ſpielt. Ich kann nicht umhin hier einer Erſcheinung zu erwähnen, die den Franzoſen faſt unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unſerer Schauſpieler ſind auch dramatiſche Dichter und ſchreiben ſich ſelbſt ihre Stücke. Man ſagt Herr Ludwig Tieck habe, durch eine unvorſichtige Aeußerung, dieſes Unglück veranlaßt. In ſeinen Critiken bemerkte er nemlich: daß die Schauſpieler in einem ſchlechten Stücke immer beſſer ſpielen können, als in einem guten Stücke. Fußend auf ſolchem Axiom griffen die Commödianten ſchaarenweis zur Feder, ſchrieben Trauerſpiele und Luſtſpiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal ſchwer zu entſcheiden: dichtete der eitle Commödiant ſein Stück abſichtlich ſchlecht, um gut darinn zu ſpielen? oder ſpielte er ſchlecht in ſo einem ſelbſtverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen das Stück ſey gut? Der Schauſpieler und der Dichter,

die bisher in einer Art von kollegialischem Verhältnisse standen, (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder) traten jetzt in offne Feindschaft. Die Schauspieler suchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben: sie verständen nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verständen nichts von drastischen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauspieler sie in der Praxis erlernt und sie in seinen Stücken anzubringen weiß. Die Commödianten, oder wie sie sich am liebsten nennen, die Künstler spielten daher vorzugsweise in ihren eignen Stücken oder wenigstens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künstler, verfertigt hatte. In der That, diese entsprachen ganz ihren Bedürfnissen; hier fanden sie ihre Lieblingskostume, ihre fleischfarbige Trikotpoesie, ihre applaudirten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimassen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affectirtes Kunstzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern gesprochen

wird, Blumen, die nur diesem erlogenen Boden entsprossen, Früchte, die nur am Lichte der Orchesterlampe gereift, eine Natur worin nicht der Odem Gottes, sondern des Souffleurs weht, kulissenerschütternde Tobsucht, sanfte Wehmuth mit kitzlender Flötenbegleitung, geschminkte Unschuld mit Lasterversenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentusch u. s. w.

Solchermaßen haben die Schauspieler in Deutschland sich von den Poeten und auch von der Poesie selbst emanzipirt. Nur der Mittelmäßigkeit erlaubten sie noch, sich auf ihrem Gebiethe zu produziren. Aber sie geben genau Acht, daß es kein wahrer Dichter ist, der, im Mantel der Mittelmäßigkeit, sich bey ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überstehen müssen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu fassen! Und noch jetzt haben sie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mahl ein Stück schreibt, das nicht ganz und gar schlecht ist, so

muß er, aus Furcht vor dem Oſtrazismus der Commödianten, gleich wieder ein Dutzend der allermiſerabelſten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert Euch über das Wort „ein Dutzend?“ Es iſt gar keine Uebertreibung von mir. Dieſer Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen ſchreiben, und man bewundert dieſe Produktivität. Aber „es iſt keine Hexerey,“ ſagt Jantjen von Amſterdam, der berühmte Taſchenſpieler, wenn wir ſeine Kunſtſtücke anſtaunen: „Es iſt keine Hexerey, ſondern nur die Geſchwindigkeit.“

Daß es Herren Raupach gelungen iſt, auf der deutſchen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen beſondern Grund. Dieſer Schriftſteller, von Geburt ein Deutſcher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er ſeine Bildung und es war die moskowitiſche Muſe, die ihn eingeweiht in die Poeſie. Dieſe Muſe, die einge-

zobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschaale der Begeistrung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht, im zivilisirten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel, nach ächter Baschkirenweise, seine dramatische Stoffe gar ritt. Dieses fand Beyfall in Berlin; — dem Herren Raupach gelang es dort Fuß zu

faſſen, er wußte ſich mit den Schauſpielern zu verſtändigen, und ſeit einiger Zeit, wie ſchon geſagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeifer, göttlich verehrt in dem Tempel der dramatiſchen Kunſt. Dreyßig Thaler bekömmt er für jeden Akt den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel" giebt. Alle mögliche Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unter bekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze, die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt

gar Herr Raupach der sie fürs Theater zurichtet. Raumerſche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Carrikaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizey hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat. Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bey dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bey Immermann, nicht bey Grabbe, nicht einmal bey Herren Uichtritz, sondern bey dem Herren Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herren Raupach untersagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtey als Helikon anweisen.

Die Ideenaſſoziazion, die durch Contraſte entſteht, iſt Schuld daran, daß ich, indem ich von Herren Uhland reden wollte, plötzlich auf Herren Raupach und Madame Birch-Pfeifer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theaterdiana noch viel weniger als unſer Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentiren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bey uns die Herrſchaft der Bühne uſurpiren.

V.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichtesammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich

befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hatte ich den vortrefflichen Uhland zu feyern vermocht! Damals empfand ich ſeine Vortrefflichkeit vielleicht beſſer als jetzt; er ſtand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber ſo vieles hat ſich ſeitdem ereignet! Was mir ſo herrlich dünkte, jenes chevallereske und katholiſche Weſen, jene Ritter die im adlichen Turney ſich hauen und ſtechen, jene ſanften Knappen und ſittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minneſänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsſchauern, jene blaſſen Entſagungsgefühle mit Glockengelaute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir ſeitdem verleidet! Ja, einſt war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schloſſes zu Düſſeldorf am Rhein, ſaß ich und deklamirte

vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest Du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da sah er hin, bis in der Höh
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

muß er, aus Furcht vor dem Oſtrazismus der Commödianten, gleich wieder ein Dutzend der allermiſerabelſten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert Euch über das Wort „ein Dutzend?“ Es iſt gar keine Uebertreibung von mir. Dieſer Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen ſchreiben, und man bewundert dieſe Produktivität. Aber „es iſt keine Hexerey,“ ſagt Jantjen von Amſterdam, der berühmte Taſchenſpieler, wenn wir ſeine Kunſtſtücke anſtaunen: „Es iſt keine Hexerey, ſondern nur die Geſchwindigkeit.“

Daß es Herren Raupach gelungen iſt, auf der deutſchen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen beſondern Grund. Dieſer Schriftſteller, von Geburt ein Deutſcher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er ſeine Bildung und es war die moskowitiſche Muſe, die ihn eingeweiht in die Poeſie. Dieſe Muſe, die einge-

zobelte Schöne mit der holdselig aufgestülpten Nase, reichte unserem Dichter die volle Branntweinschaale der Begeistrung, hing um seine Schulter den Köcher mit kirgisischen Witzpfeilen und gab in seine Hände die tragische Knute. Als er zuerst auf unsere Herzen damit losschlug, wie erschütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erscheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung setzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht, im ziviliſirten Deutschland; aber sein sarmatisch ungethümes Wesen, eine täppische Behendigkeit, ein gewisses brummendes Zugreifen in seinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf seinem slavischen Pegasus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poesie dahinjagte, und unter dem Sattel, nach ächter Baschkirenweise, seine dramatische Stoffe gar ritt. Dieses fand Beyfall in Berlin; — dem Herren Raupach gelang es dort Fuß zu

faſſen, er wußte ſich mit den Schauſpielern zu verſtändigen, und ſeit einiger Zeit, wie ſchon geſagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeifer, göttlich verehrt in dem Tempel der dramatiſchen Kunſt. Dreyßig Thaler bekömmt er für jeden Akt den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel" giebt. Alle mögliche Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unter bekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze, die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt

gar Herr Raupach der sie fürs Theater zurichtet. Rammersche Holzfiguren überzieht er mit seiner ledernen Poesie, mit seinen russischen Juchten, und der Anblick solcher Carrikaturen und ihr Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizey hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat. Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bey dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bey Immermann, nicht bey Grabbe, nicht einmal bey Herren Uichtritz, sondern bey dem Herren Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herren Raupach untersagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtey als Helikon anweisen.

Die Ideenaſſoziazion, die durch Contraſte entſteht, iſt Schuld daran, daß ich, indem ich von Herren Uhland reden wollte, plötzlich auf Herren Raupach und Madame Birch-Pfeifer gerieth. Aber obgleich dieſes göttliche Paar, unſere Theaterdiana noch viel weniger als unſer Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, ſo mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil ſie die jetzige Bretterwelt repräſentiren. Auf jeden Fall war ich es unſeren wahren Poeten ſchuldig, mit wenigen Worten in dieſem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute ſind, die bey uns die Herrſchaft der Bühne uſurpiren.

V.

Ich bin in dieſem Augenblick in einer ſonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichteſammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbeſprochen laſſen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs ſolcher Beſprechung günſtig iſt. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erſcheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächſtenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandſchen Muſe und die Hinterſaſſen ſeines Ruhmes werde ich mit der Begeiſterung, die mir heute zu Gebote ſteht, ſchwerlich

befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieſes niederſchreibe, gehörig zu ermeſſen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überſtrömenden Begeiſterung hatte ich den vortrefflichen Uhland zu feyern vermocht! Damals empfand ich ſeine Vortrefflichkeit vielleicht beſſer als jetzt; er ſtand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber ſo vieles hat ſich ſeitdem ereignet! Was mir ſo herrlich dünkte, jenes chevallereske und katholiſche Weſen, jene Ritter die im adlichen Turney ſich hauen und ſtechen, jene ſanften Knappen und ſittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minneſänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsſchauern, jene blaſſen Entſagungsgefühle mit Glockengelaute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir ſeitdem verleidet! Ja, einſt war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schloſſes zu Düſſeldorf am Rhein, ſaß ich und deklamirte

vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest Du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da sah er hin, bis in der Höh
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
Doch Sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!“
Ein Geisterlaut herunter scholl:
„Ade, du Schäfer mein!“

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied deklamirte, hörte ich auch wohl zuweilen wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeyfließt, meine Worte nachäfften, und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos:

„Ein Geisterlaut herunter scholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereyen der Wasserfrauen, selbst wenn sie bey den schönsten Stellen in Uhlands Gedichten ironisch

kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidentlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit heranbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamirte, um dadurch die geheimnißvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nemlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidne Schleppe vorbeyrauschen zu hören, und mein Herz pochte . . . . . das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland" begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich habe unterdessen viel gehört und gesehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menschen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben sitze und lese, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildesten Wogen des Tages,

dort kreiſchen die lauteſten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grollt, das trommelt; im Sturmſchritt ſchreitet vorüber die Nazionalgarde; und jeder ſpricht franzöſiſch. — Iſt das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte leſen kann? Dreymal habe ich den Schluß des oberwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamirt, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einſt ergriff, wenn das Königstöchterlein ſtirbt und der ſchöne Schäfer ſo klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein!

„Ein Geiſterlaut herunterſcholl,
Ade! du Schäfer mein!"

Vielleicht auch bin ich für ſolche Gedichte etwas kühl geworden, ſeitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit ſchmerzlichere Liebe giebt, als die welche den Beſitz des geliebten Gegenſtandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der That, ſchmerzlicher iſt es,

wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Capricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen:

Ade, du Königstöchterlein!

Ja, schmerzlicher als der Verlust durch den Tod ist der Verlust durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte, aus wahnsinniger Leichtfertigkeit, sich von uns abwendet, wenn sie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Mensch sie begleiten kann, und wenn sie dann ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig frisirt, dem ersten besten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt . . . .

Ade, du Schäfer mein!

Vielleicht erging es Herren Uhland ſelber nicht beſſer als uns. Auch ſeine Stimmung muß ſich ſeitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er ſeit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daß dieſes ſchöne Dichtergemüth ſo kärglich von der Natur begabt geweſen und nur einen einzigen Frühling in ſich trug. Nein, ich erkläre mir das Verſtummen Uhlands vielmehr aus dem Widerſpruch, worin die Neigungen ſeiner Muſe mit den Anſprüchen ſeiner politiſchen Stellung gerathen ſind. Der elegiſche Dichter, der die katholiſch feudaliſtiſche Vergangenheit in ſo ſchönen Balladen und Romanzen zu beſingen wußte, der Oſſian des Mittelalters, wurde ſeitdem in der würtembergiſchen Ständeverſammlung, ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geiſtesfreyheit. Daß dieſe demokratiſche und proteſtantiſche Geſinnung bey ihm ächt und

lauter iſt, bewieß Herr Uhland durch die großen perſönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einſt den Dichterlorbeer errungen, ſo erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit ſo ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeiſterung weiter ſingen; und da ſein Pegaſus nur ein Ritterroß war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich ſtätig wurde wenn es vorwärts ſollte in das moderne Leben, da iſt der wackere Uhland lächelnd abgeſtiegen, ließ ruhig abſatteln und den unfügſamen Gaul nach dem Stall bringen. Dort befindet er ſich noch bis auf heutigen Tag, und wie ſein College das Roß Bayard hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er iſt todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen ſeyn, daß das hohe Ritterroß mit ſeinen bunten Wappendecken und ſtolzen Feder-

büschen, nie recht gepaßt habe zu seinem bürgerlichen Reuter, der an den Füßen, statt Stiefeln mit goldenen Sporen, nur Schuh mit seidenen Strümpfen, und auf dem Haupte, statt eines Helms, nur einen tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben: daß Herr Ludwig Uhland niemals mit seinem Thema ganz übereinstimmen konnte; daß er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealisirter Wahrheit wiedergiebt, sondern sie vielmehr in eine kränklich sentimentale Melancholie auflöst; daß er die starken Klänge der Heldensage und des Volkslieds in seinem Gemüthe gleichsam weich gekocht habe, um sie genießbar zu machen für das moderne Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhlandschen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süße Thränen, nemlich Thränen ohne Salz. Vergleicht

man die Uhlandſchen Ritter mit den Rittern der alten Geſänge, ſo kommt es uns vor, als beſtänden ſie aus Harniſchen von Blech, worin lauter Blumen ſtecken, ſtatt Fleiſch und Knochen. Die Uhlandſchen Ritter duften daher für zarte Naſen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiſerne Hoſen trugen und viel fraßen und noch mehr ſoffen.

Aber das ſoll kein Tadel ſeyn. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copey die deutſche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerſchein ergötzen; und er ließ ſie freundlich zurückſpiegeln von der dämmernden Fläche ſeines Geiſtes. Dieſes mag ſeinen Gedichten vielleicht einen beſondern Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler ſanften und guten Menſchen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber ſelbſt in der matteſten Beſchwörung. Sogar Männer, die für

die moderne Zeit Parthey gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns dieſe Geiſterſtimmen ſelbſt in ihrem ſchwächſten Nachhall. Und es iſt leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unſeres vortrefflichen Uhlands, nicht bloß bey Patrioten von 1813, bey frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, ſondern auch bey manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den ſchönſten Beyfall finden.

Ich habe bey dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um ſie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterſcheiden. — Jene älteren Patrioten müſſen an der Uhlandſchen Muſe das ſüßeſte Wohlgefallen finden, da die meiſten ſeiner Gedichte ganz von dem Geiſte ihrer Zeit geſchwängert ſind, einer Zeit wo ſie ſelber noch in Jugendgefühlen und ſtolzen Hoffnungen ſchwelgten.

Dieſe Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten ſie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einſt als Patriotismus angerechnet, wenn ſie ſich Uhlands Gedichte anſchafften. Sie fanden darinn Lieder die ſelbſt Max von Schenkendorf und Herr Ernſt Moritz Arndt nicht beſſer gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhlandſchen Gedichte:

„Vorwärts! fort und immerfort:
Rußland rief das ſtolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das ſtolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewaltiges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freyer Hand!
Vorwärts!

Grüß' Euch Gott, du Schweitzerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immerfort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herren Uhlands Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht bloß den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentirt eine ganze Periode, und er repräſentirt ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumiren. Der Ton, der in den Uhlandſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort wo ich noch manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Aehnlichkeit mit Herren Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich etwa nur durch mindere Si-

cherheit in der Form von ihm unterſcheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter iſt der Freyherr von Eichendorf; die Lieder die er ſeinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, laſſen ſich von den Uhlandſchen gar nicht unterſcheiden, und zwar von den beſten derſelben. Der Unterſchied beſteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfriſche und der kriſtallhafteren Wahrheit der Eichendorffſchen Gedichte. Herr Juſtinus Kerner, der faſt gar nicht bekannt iſt, verdient hier ebenfalls eine preiſende Erwähnung; auch er dichtete in derſelben Tonart und Weiſe die wackerſten Lieder; er iſt ein Landsmann des Herren Uhland. Daſſelbe iſt der Fall bey Herrn Guſtav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den ſchwäbiſchen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübſchen und duftenden Liedern erquickt. Beſonderes Talent beſitzt er für die Ballade und er hat die heimiſchen Sagen in dieſer Form aufs erfreuſamſte

beſungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in ſeiner heiterſten Jugendfülle entriſſen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutſchen Volkslieds klingt er ganz zuſammen mit Herren Uhland; mich will es ſogar bedünken, als ſey er in ſolchem Gebiethe manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geiſt der alten Liedesformen, und brauchte ſie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bey ihm ein freyeres Handhaben der Uebergänge und ein verſtändiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verſtorbenen Wetzel, der jetzt vergeſſen und verſchollen iſt, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er iſt ein Wahlverwandter unſeres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinſchmelzender Innigkeit. Dieſe Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern

Jahrgänge von Brockhaus Urania. Daß Herr Clemens Brentano ſeine meiſten Lieder in derſelben Tonart und Gefühlsweiſe, wie Herr Uhland, gedichtet hat, verſteht ſich von ſelbſt; ſie ſchöpften beide aus derſelben Quelle, dem Volksgeſange, und bieten uns denſelben Trank; nur die Trinkſchale, die Form, iſt bey Herren Uhland gerundeter. Von Adalbert von Chamiſſo darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenoſſe der romantiſchen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieſes Mannes ſich in der letzten Zeit ſo wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, ſich als einen der eigenthümlichſten und bedeutendſten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutſchland angehört. Aber in den Liedern ſeiner früheren Periode weht derſelbe Odem, der uns auch aus den Uhlandſchen Gedichten entgegenſtrömt; derſelbe Klang, dieſelbe Farbe, derſelbe Duft,

dieſelbe Wehmuth, dieſelbe Thräne . . . . Chamiſſos Thränen ſind vielleicht rührender, weil ſie, gleich einem Quell der aus einem Felſen ſpringt, aus einem weit ſtärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in ſüdlichen Versarten geſchrieben, ſind ebenfalls den Sonetten, Aſſonanzen und Ottaverime ſeiner Mitſchüler von der romantiſchen Schule aufs innigſte verwandt, und man kann ſie nimmermehr, ſowohl der Form als des Tones nach, davon unterſcheiden. Aber wie geſagt, die meiſten jener Uhlandſchen Zeitgenoſſen, mitſammt ihren Gedichten, gerathen in Vergeſſenheit; letzteren findet man nur noch mit Mühe in verſchollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald", die „Sängerfarth" in einigen Frauen- und Muſenalmanachen die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitſchriften, namentlich in Achim von Arnims „Tröſteinſamkeit" und in der „Wünſchelruthe" redigirt von Heinrich Sträube und

Rudolph Chriſtiani, in den damaligen Tagesblättern und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland iſt nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder ſonſt ſo Einer, aus deren Individualität ein beſonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenoſſen einen beſtimmten Wiederhall fand. Herr Uhland iſt nicht der Vater, ſondern er iſt ſelbſt nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht urſprünglich angehört, ſondern den ſie aus früheren Dichterwerken mühſam hervorgequetſcht hatte. Aber, als Erſatz für dieſen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben ſo herrlich wie ſelten ſind. Er iſt der Stolz des glücklichen Schwabenlandes und alle Genoſſen deutſcher Zunge erfreuen ſich dieſes edlen Sängergemüthes. In ihm reſumiren ſich die meiſten ſeiner lyriſchen Geſpiele von der romantiſchen Schule, die

das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind uns auf immer von ihm zu trennen.

VI.

„Als nach langen Jahren Kaiſer Otto III. an das Grab kam, wo Karls Gebeine beſtattet ruhten, trat er mit zwey Biſchöfen und dem Grafen von Laumel (der dieſes alles berichtet hat) in die Höle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte; ſondern ſaß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handſchuen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbort und waren herausgewachſen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk ſehr dauerhaft ge-

mauert. Um hinein zu gelangen mußte eine Oeffnung gebrochen werden; ſobald man hineingelangt war, ſpürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten ſogleich die Knie, und erwieſen dem Todten Ehrerbietung. Kaiſer Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beſchnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbeſſern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Naſenſpitze fehlte etwas; Otto ließ ſie von Gold wieder herſtellen. Zuletzt nahm er aus Karls Munde einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen. — Nachts drauf ſoll ihm im Traume Carl erſchienen ſeyn, und verkündigt haben: daß Otto nicht alt werden, und keinen Erben hinterlaſſen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutſchen Sagen". Es iſt dies aber nicht das einzige Beyſpiel der Art. So hat auch Euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen laſſen, um ſelber zu ſehen, ob dieſer Held von

so riesenhafter Gestalt gewesen, wie die Dichter rühmen. Dieses geschah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebastian von Portugall ließ die Grüfte seiner Vorfahren öffnen und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog.

Sonderbar schauerliche Neugier, die oft die Menschen antreibt in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit, oder kurz vor einer Katastrophe. In unseren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt; es war ein großer Souverain, das französische Volk, welcher plötzlich die Lust empfand das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längst verschütteten, verschollenen Zeiten bey Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die, mit Spaten und Brecheisen, schnell bey der Hand waren, um den alten Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren

der, als gothiſches Haut-gout, denjenigen Naſen, die für Roſenöhl blaſirt ſind, ſehr angenehm kitzelte. Die franzöſiſchen Schriftſteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere ſchnitt ihm die Nägel; ein Dritter ſetzte ihm eine neue Naſe an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausriſſen, alles wie Kaiſer Otto.

Ob der Geiſt des Mittelalters dieſen Zahnausreißern im Traume erſchienen iſt und ihrer ganzen romantiſchen Herrſchaft ein frühes Ende prophezeyt hat, das weiß ich nicht. Ueberhaupt, ich erwähne dieſer Erſcheinung der franzöſiſchen Literatur nur aus dem Grunde, um beſtimmt zu erklären, daß ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derſelben im Sinne habe, wenn ich in dieſem Buche eine ähnliche Erſcheinung, die in Deutſchland ſtatt fand, mit etwas ſcharfen Worten beſprochen. Die Schriftſteller, die in

Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus diesen Blättern ersehen wird, und die Wirkung die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freyheit und das Glück meines Vaterlandes. Die französischen Schriftsteller hatten nur artistische Interessen und das französische Publikum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befriedigen. Die meisten schauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Absicht, um sich ein interessantes Costum für den Carneval auszusuchen. Die Mode des Gothischen war in Frankreich eben nur eine Mode, und sie diente nur dazu die Lust der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt sich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bey der flüchtigsten Bemerkung des Friseurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abschneiden mitsammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutschland ist das anders.

Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bey Euch, gänzlich todt und verweſt iſt.

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion deſſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daß ich eine Parthey, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es ſind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Geſindel, heuchleriſch, verlogen, und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelſt, fühlſt du plötzlich den Stich in der Ferſe. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es iſt die Parthey der Lüge, es ſind die Schergen des Despotismus,

die Reſtauratoren aller Miſere, aller Greul und Narrethey der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verſchieden iſt jene Parthey, die man hier die katholiſche nennt, und deren Häupter zu den talentreichſten Schriftſtellern Frankreichs gehören. Wenn ſie auch nicht eben unſere Waffenbrüder ſind, ſo kämpfen wir doch für dieſelben Intereſſen, nemlich für die Intereſſen der Menſchheit. In der Liebe für dieſelbe ſind wir einig; wir unterſcheiden uns nur in der Anſicht deſſen, was der Menſchheit frommt. Jene glauben die Menſchheit bedürfe nur des geiſtlichen Troſtes, wir hingegen ſind der Meinung, daß ſie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene, die katholiſche Parthey in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, ſich als die Parthey der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben, ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Catholizismus in

Frankreich ſo gründlich ekraſirt, daß faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daß derjenige, welcher den Catholizismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt iſt eine eben ſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeyen gute Catholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen welche ich in der Provinz fand, ſahen alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revoluzion nicht mehr exiſtirt, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In

einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwey Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bey Vernunft und lachte über Weihwaſſer und Oehlung. Aber heißt das eine Herrſchaft des Catholizismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Carl X., durch den Reiz der Neuheit, auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Catholizismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Ueberraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von

ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt worden, daß die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, im Handeln wie im Gedanken, ganz heidniſch koſtumirt waren. Während der Revoluzion blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antique Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen und dieſer reſümirte ſich in dem Namen: Napoleon! Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher ſagt, das franzöſiſche Volk ſey irreligiös weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muß vielmehr ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darinn, daß ſie jetzt an einen

Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muß ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darinn, daß ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letztere Punkt iſt zweifelhaft; ſo viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe man wird dieſe Bemerkungen nicht mißverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen den Leſer dieſes Buches vor einem argen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 184) in Betreff des großen Eklektikers entſchlüpft ſind, ganz mißverſtanden werden. Wahrlich, fern iſt von mir die Abſicht Herren Viktor Couſin zu verkleinern. Die Titel dieſes berühmten Philoſophen verpflichten mich ſogar zu Preiß und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und ſeine geiſtreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs.

Ich muß wahrlich alle Privatgefühle, die

mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nemlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflußreich im Staate, durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, eben so freymüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber dieses mißbilligen? Gewiß nicht! Ich weiß, daß man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben so gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules besingt, muß man auch erwähnen, daß er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen ſchmeichelhaften Unterſchieds erwähnen. Das Volk hat nemlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeſchrieben, die von verſchiedenen ſeiner Zeitgenoſſen vollbracht worden; die Werke des Herren Couſin ſind aber ſo koloſſal, ſo erſtaunlich, daß das Volk nie begriff, wie ein einziger Menſch dergleichen vollbringen konnte, und es entſtand die Sage, daß die Werke, die unter dem Namen dieſes Herren erſchienen ſind, von mehren ſeiner Zeitgenoſſen herrühren.

So wird es auch einſt Napoleon gehn; ſchon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held ſo viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Couſin ſchon jetzt nachſagt, daß er fremde Talente zu exploitiren und ihre Arbeiten als die ſeinigen zu publiziren gewußt: ſo wird man einſt auch von dem armen

Napoleon behaupten, daß nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch ihre Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muß man Herren Couſin ganz unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beyſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nemlich die Meinung, daß man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daß man durch metaphyſiſche Spekulazionen den Sinn für induſtrielle Spekulazionen verliere, und daß man, allem Aemterglanz

entſagend, in naiver Armuth, und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiethe des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beyſpiel hat er gezeigt: daß man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair de France werden kann.

Freilich einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande: daß von jenen zwey Eigenſchaften des Herren Couſin nur die letztere konſtatirt ſey. Giebt es eine liebloſere, unkriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann iſt aber jemals der Perſifflage ſeiner Zeitgenoſſen entgangen? Haben die Athener mit ihren attiſchen Epigrammen den

großen Alexander verschont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäsar gesungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herren Cousin trifft dasselbe Schicksal, welches schon Alexander, Cäsar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer, mitten in Paris, treffen wird. Je größer der Mann, desto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge sind schon schwerer zu treffen.

Die Masse aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, ist von ernsthafter Natur, es ist abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erscheinungen erklärt es in tiefsinnig mystischer Weise. Alle seine Auslegungen tragen einen poetischen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganinis erstaunliches Violinspiel sucht das Volk dadurch zu

erklären, daß dieſer Muſiker aus Eiferſucht ſeine Geliebte ermordet, deßhalb lange Jahre im Gefängniſſe zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine beſeſſen, und, indem er ſich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchſte Meiſterſchaft auf dieſem Inſtrumente erlangt habe. Die philoſophiſche Virtuoſität des Herren Couſin ſucht das Volk in ähnlicher Weiſe zu erklären, und man erzählt: daß einſt die deutſchen Regierungen unſeren großen Eklektiker für einen Freyheitshelden angeſehen und feſtgeſetzt haben, daß er im Gefängniſſe kein anderes Buch außer Kants Critik der reinen Vernunft zu leſen bekommen, daß er aus langer Weile beſtändig darin ſtudirt, und daß er dadurch jene Virtuoſität in der deutſchen Philoſophie erlangte, die ihm ſpäterhin, in Paris, ſo viele Applaudiſſements erwarb, als er die ſchwierigſten Paſſagen derſelben öffentlich vortrug.

Dieſes iſt eine ſehr ſchöne Volksſage, mähr-

chenhaft, abentheuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Boers, von Quaſer dem Weiſen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Couſin eine ſymboliſche Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herren Couſin nicht mehr ein wirkliches Individuum ſehen, ſondern nur die Perſonifikazion des Märtyrers der Freyheit, der, im Kerker ſitzend, Troſt ſucht in der Weisheit, in der Critik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche ſieht vielleicht in ihm eine Allegorie ſeiner Zeit ſelbſt, einer Zeit, wo die Critik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker ſaß.

Was nun wirklich dieſe Gefangenſchaftsgeſchichte des Herren Couſin betrifft, ſo iſt ſie keineswegs ganz allegoriſchen Urſprungs. Er hat, in der That, einige Zeit, der Demagogie verdächtig,

in einem deutſchen Gefängniſſe zugebracht, eben ſo gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Couſin dort, in ſeinen Mußeſtunden, Kants Kritik der reinen Vernunft ſtudirt habe, iſt, aus drey Gründen, zu bezweifeln. Erſtens: dieſes Buch iſt auf deutſch geſchrieben. Zweytens: man muß deutſch verſtehen, um dieſes Buch leſen zu können. Und drittens: Herr Couſin verſteht kein deutſch.

Ich will dieſes, bey Leibe! nicht in tadelnder Abſicht geſagt haben. Die Größe des Herren Couſin tritt um ſo greller ins Licht, wenn man ſieht, daß er die deutſche Philoſophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verſtehn, worin ſie gelehrt wird. Dieſer Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menſchen, die wir nur mit großer Mühe dieſe Philoſophie verſtehen, obgleich wir mit der deutſchen Sprache von kindauf ganz

vertraut ſind! Das Weſen eines ſolchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das ſind jene intuitive Naturen, denen Kant das ſpontaneiſche Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuſchreibt, im Gegenſatz zu uns gewöhnlichen analytiſchen Naturen, die wir erſt durch ein Nacheinander und durch Combinazion der Einzeltheile, die Dinge zu begreifen wiſſen. Kant ſcheint ſchon geahnt zu haben, daß einſt ein ſolcher Mann erſcheinen werde, der ſogar ſeine Critik der reinen Vernunft, durch bloße intuitive Anſchauung, verſtehen wird, ohne diskurſiv analytiſch deutſch gelernt zu haben. Vielleicht aber ſind die Franzoſen überhaupt glücklicher organiſirt wie wir Deutſchen, und ich habe bemerkt, daß man ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Unterſuchung, von einer wiſſenſchaftlichen Anſicht nur ein Weniges zu ſagen braucht, und dieſes Wenige wiſſen ſie ſo vortrefflich in ihrem Geiſte zu kombiniren und

zu verarbeiten, daß ſie alsdann die Sache noch weit beſſer verſtehen wie wir ſelber und uns über unſer eignes Wiſſen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als ſeyen die Köpfe der Franzoſen, eben ſo wie ihre Kaffeehäuſer, inwendig mit lauter Spiegeln verſehen, ſo daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, ſich dort unzählige Mahl reflektirt: eine optiſche Einrichtung, wodurch ſogar die engſten und dürftigſten Köpfe ſehr weit und ſtrahlend erſcheinen. Dieſe brillanten Köpfe, eben ſo wie die glänzenden Kaffeehäuſer, pflegen einen armen Deutſchen, wenn er zuerſt nach Paris kömmt, ſehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den ſüßen Gewäſſern des Lobes unverſehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin den Herren Couſin wegen eines Umſtandes bitter zu tadeln: nemlich

Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, Er iſt ungerecht gegen ſich ſelber, er verläumdet ſich ſelber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel allerley entlehnt. Gegen dieſe Selbſtanſchuldigung muß ich Herren Couſin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewiſſen! dieſer ehrliche Mann hat aus der Philoſophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeſte geſtohlen, und wenn er als ein Andenken von dieſen beyden etwas mit nach Hauſe gebracht hat, ſo war es nur ihre Freundſchaft. Das macht ſeinem Herzen Ehre. Aber von ſolchen fälſchlichen Selbſtanklagen giebt es viele Beyſpiele in der Pſychologie. Ich kannte einen Mann, der von ſich ſelber ausſagte: er habe an der Tafel des Königs ſilberne Löffel geſtohlen; und doch wußten wir alle, daß der arme Teufel nicht hoffähig war, und ſich dieſes Löffeldiebſtahls an-

klagte, um uns glauben zu machen, er ſey im Schloſſe zu Gaſte geweſen.

Nein, Herr Couſin hat in der deutſchen Philoſophie immer das ſechſte Geboth befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingeſteckt. Alle Zeugenausſagen ſtimmen darin überein, daß Herr Couſin in dieſer Beziehung, ich ſage in dieſer Beziehung, die Ehrlichkeit ſelbſt ſey. Und es ſind nicht bloß ſeine Freunde, ſondern auch ſeine Gegner, die ihm dieſes Zeugniß geben. Ein ſolches Zeugniß enthalten z. B. die berliner Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Critik von dieſem Jahre, und da der Verfaſſer dieſer Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und ſeine Worte alſo deſto unverdächtiger ſind, ſo will ich ſie ſpäter in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt einen großen Mann von einer

ſchweren Anklage zu befreyen, und nur deßhalb erwähne ich das Zeugniß der berliner Jahrbücher die freylich durch einen etwas ſpöttiſchen Ton, womit ſie von Herren Couſin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam den Sohn Boers, Quaſer dem Weiſen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der erſte, der dieſen großen Namen auch den Namen Couſin beygeſellt. Du sublime au ridicule il-n'y-a qu'un pas! werden freylich ſeine Feinde ſagen, ſeine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen nichts heilig iſt, die keine Religion haben, und die nicht einmal

an Herrn Couſin glauben. Aber es wird nicht das erſtemahl ſeyn, daß eine Nazion erſt durch einen Fremden ihre großen Männer ſchätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienſt um Frankreich, daß ich den Werth des Herren Couſin für die Gegenwart und ſeine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn ſchon bey Lebzeiten poetiſch ausſchmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt wie er ſich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einſt eine Zeit kommt, wo der Name Viktor Couſin eine Mythe ſeyn wird. Jetzt iſt er ſchon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O Ihr Verläſterer des Thrones und des Altars, Ihr Böſewichter, die Ihr, wie Schiller ſingt, „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen pflegt," ich prophezeyhe Euch, daß die Renommee des Herren

Couſin, wie die franzöſiſche Revolution, die Reiſe um die Welt macht! — Ich höre wieder boßhaft hinzuſetzen: In der That, die Renommee des Herren Couſin macht eine Reiſe um die Welt, und von Frankreich iſt ſie bereits abgereiſt.